

16.4

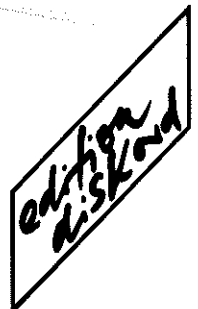
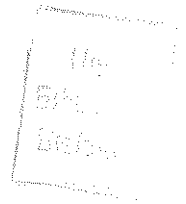
16

Nr. 7
März 1996
4. Jahrgang

FORUM Supervision

LA 000
F7 S9
7 •

Herausgegeben
von Gerhard Leuschner
und Gerhard Wittenberger



K

08-8538

LA000
7759
7

FoRuM Supervision

4. Jahrgang, Heft 7, März 1996

Herausgeber:

Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger

Redaktion:

Werner Bohnert (Harsewinkel) – Klaus-Peter Krahl (Erzhausen) – Angelica Lehmenkühler-Leuschner (Münster) – Franz Leinfelder (Freiburg) – Inge Zimmer (Marburg)

Ständige Mitarbeiter:

Max Bartel (Biel) – Maria Barutzky-Jürgens (Schwerte) – Annemarie Bauer (Heidelberg) – Thomas Behler (Essen) – Sabine Behrend (Bielefeld) – Annette Bertrams (Kandern) – Werner Bohnert (Harsewinkel) – Albert Bremerich-Vos (Aachen) – Ursula Dennig (Bochum) – Paul Fortmeier (Bergisch-Gladbach) – Renata Fox (Düsseldorf) – Elisabeth Gast-Gittinger (Neuenbürg) – Jörg Gogoll (Marburg) – Elfi Gorges (Krefeld) – Bernadette Grawe (Warburg) – Katharina Gröning (Essen) – Antonius Holz (Haltern) – Angela Klüsche (Freiburg) – Mechtild Miederhoff (Köln) – Eva Motamedi (Darmstadt) – Jürgen Peters (Düsseldorf) – Sabine Reese (Bergisch-Gladbach) – Renate Reuß-Schroeder (Klein-Wesenberg) – Helmut Schlosser (Göttingen) – Michaela Schumacher (Köln) – Siegfried Sommer (Emden)

Redaktionsanschrift:

FORUM SUPERVISION, Emsstr. 58, 48145 Münster

Verantwortliche Redakteure für Heft 7:

Franz Leinfelder, Schauinslandstr. 31, 79252 Stegen b. Freiburg
Angela Klüsche, Im Maierbrühl 41, 79112 Freiburg

Verantwortlich für die Rubrik „Neue Projekte“:

Dr. Werner Bohnert, Reichenbacher Str. 14, 33428 Harsewinkel

Verantwortlich für die Rubrik „Rezensionen“:

Thomas Behler, Lohmühlental 37, 45276 Essen

Erscheinungsweise und Bezug:

FORUM SUPERVISION erscheint halbjährlich (März und Oktober).

Preis des Einzelheftes: DM 18,-

Jahresabonnement: DM 28,- (2 Hefte)

Das Abonnement verlängert sich jeweils um 1 Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12. des laufenden Jahres gekündigt wird.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen oder der Verlag.

Verlag:

edition diskord, Schwärzlocher Str. 104/b, D-72070 Tübingen

Herstellung:

Satz: Computer-Schreibbüro Anne Schweinlin, Tübingen

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt

© 1996 edition diskord, Tübingen

ISSN 0942-0045



Inhalt

Vorwort

Angela Klüsche und Franz Leinfelder

2

Beiträge

Gottfried Fischer

Traumatisierung und Traumaverarbeitung in totalitären Regimen

5

Robert Maxeiner

Die Vergangenheit in der Gegenwart

Erfahrungen eines Supervisors aus den Alten Bundesländern in den Neuen Bundesländern

17

Renate Harke und Martin Johnsson

Supervision in den Neuen Bundesländern – Die Suche nach Verstehenszugängen

35

Gottfried Schleinitz

Die Chance der Grenze oder Die realexistierende Supervision in geschlossenen Systemen – ein fußnotenfreier Kommentar

51

Edeltraud Bartel und Joachim Harbig

Gedanken zur Geschichte von Supervision in Thüringen

60

Peter Musall

Neugier und Skepsis. Supervision in der „Wende-Zeit“

66

Joachim Selter

Im Osten nichts Neues? Zur Identität von SupervisorInnen in den Neuen Ländern

74

Interview mit Jörg Fellermann, Vorstandsmitglied DGSv

83

Briefwechsel

94

Rezensionen

99

AutorInnen

105

Vorschau

107

Veranstaltungen

108

Information

111

UB BIELEFELD
160/4267156+1



06.98

Vorwort

Ja, ein Fremder ist nicht
immer ein Fremder.
Wieso?
Fremd ist der Fremde nur
in der Fremde.

(Karl Valentin: Die Fremden)

Ein FoRuM, in dem es um Umgang mit gewaltsamen Trennungen und Spaltungen sowie Annäherungen im Bereich von Supervision geht, muß sich mit „Fremdheit“ befassen. Fremdheit ist spürbar sowohl in gesellschaftlichen als auch in individuellen Spannungsfeldern und wird zum Thema professionellen Handelns. Die neue Situation wird erfahren und erlebt und wirkt sich auf die Gestaltung des Zusammenwachsens von zwei bislang einander unbekanntem Beratungsszenen der Supervision aus. Die Konzeption dieses Heftes, seine Beiträge und Inhalte geben Einblicke in einen komplexen Prozeß. Im Verlauf unserer Redaktionsarbeit wurde zunehmend das Anliegen deutlich, daß der Diskurs zwischen Ost und West über Supervision eröffnet ist und weiterer Anstrengungen in Wort und Tat bedarf. So ist ein Heft entstanden, in dem „Grenzgänger“ aus Ost und West sich mit unterschiedlichen Aspekten und Formen der Annäherung befassen. Der Leser kann selbst Einblick nehmen in diesen spannenden Prozeß.

Gottfried Fischer hat in einem grundsätzlichen Beitrag aus der Sicht des Psychoanalytikers und Psychotraumaforschers Traumatisierungen im individuellen und gesellschaftlichen Kontext beschrieben. Die Reflexion von Macht und Herrschaft im totalitären System, ihre intrapsychischen und sozialen Auswirkungen auf das Individuum, sind für den Supervisor und die Supervisorin unerlässlich. Anregungen für den Umgang mit Traumaverarbeitung und Spaltungen folgen. Es sind wichtige und tröstliche Hinweise für den Praktiker, der sich im Feld dieses Prozesses bewegen will.

Die Vereinigung der ehemaligen BRD und der ehemaligen DDR bringt auch eine (neue) Herausforderung für die Konzeptentwicklung von Supervision mit sich. Westlich sozialisierte Supervisoren/innen, die in den Neuen Bundesländern supervidieren, können sich nicht der persönlichen Auseinandersetzung mit dem politisch historischen sowie politisch aktuellen Überbau entziehen. *Robert Maxeiner* begibt sich in seinem Beitrag

auf Spurensuche und zeigt einen möglichen Weg auf für die Verbindung von Selbst- und Fremdaufklärung im Rahmen eines Supervisionsprozesses.

Die Suche nach Verstehenszugängen ist das Thema von *Renate Hartke* und *Martin Johnsson*. Die Kenntnis von Daten und Fakten sowie die Bereitschaft zu einfühlerndem Verstehen in die aktuelle Situation von Supervisanden/innen ist eine unverzichtbare Vorstufe. Aufschlußreicher wird der gemeinsame Such- und Lernprozeß in Supervision, wenn die unterschiedlichen Konnotationen von Worten oder Begriffen (z. B. Angst, Beratung) zur Sprache kommen.

Als „fußnotenfreien“ Kommentar zur Supervisionsausbildung in der ehemaligen DDR faßt *Gottfried Schleinitz* seinen beschreibend bewertenden Rückblick auf. Er weitet – anspruchsvoll und berührend – den Blick für den „Ambivalenzcharakter einer Grenz-Existenz“. Die Aussagen und Fragen bieten wichtige Anhaltspunkte für den supervisorischen Diskurs zwischen Ost und West in der Nach-Wende-Zeit.

Unter der bescheidenen Bewertung „kleine Taten“ informieren *Edeltraud Bartel* und *Joachim Harbig* über die Supervisionsentwicklung in Thüringen. Das Leben vor der Wende bestand nicht nur aus der Ideologie und Politik der machthabenden Eliten. Im realen Sozialismus gab es „trotz des Systems“ Nischen. Unter welchen Bedingungen eine Nische zu halten und zu füllen war, läßt sich am Beispiel Supervision aufzeigen. Die Auflösung der Nischen nach der Wende bringt einerseits Verunsicherung und andererseits die Möglichkeit, Selbstverständliches aus dem Nischendasein weiterzuführen.

Unter einem neugierigen und skeptischen Blickwinkel berichtet *Peter Musall* über seine „höchst subjektiven“ Erfahrungen und Folgerungen aus der Sicht als Ausbildungsleiter für SupervisorInnen im kirchlichen Bereich in der ehemaligen DDR. Auch nach der Wende blieb Peter Musall verantwortlich tätig in der Aus- und Fortbildung für SupervisorInnen in den Neuen Bundesländern.

Nach der Wiedervereinigung sind die von den alten Bundesländern ausgehenden Bemühungen um die Veränderung des wirtschaftlichen Systems und den Aufbau der politischen Institution in den Neuen Bundesländern in den Verruf der Kolonisation geraten. Wessis sind Eindringlinge, die kommen, bewerten und belehren. Ist diese Falle auch für Supervision offen? Zur Auseinandersetzung mit der Frage bietet *Joachim Selter* seine Erfahrungen und Reflexionen als Supervisor aus dem Osten an. Er schließt westliche und vielleicht auch östliche Wissenslücken und problematisiert die Funktion der Verteidigung von Differenzen.

Das Thema „Supervision in den Neuen Bundesländern“ schließt mit einem Interview mit *Jörg Fellermann*, Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Supervision, und den beiden RedakteurInnen. Persönliche, professionelle und berufspolitische Fragen und Antworten zur Etablierung von Supervision in den Neuen Bundesländern werden diskutiert.

In der Bücherecke vermittelt *Renate Krämer* Aufmerksamkeit für die Werke von Jorge Semprun. Sein mutiger Kampf gegen das Vereisen von leidvollen Erfahrungen, erlebt und erlitten in den totalitären Regimen des Nationalsozialismus und Stalinismus, kann uns Heutigen helfen, die alltägliche Arbeit gegen das Vergessen aufzunehmen.

Ursula Geißner weist in ihrer Besprechung des von Annette Bertrams herausgegebenen Buches auf drei bezeichnende Orientierungen hin, unter denen sich Frauen in Wissenschaft und Gesellschaft plazieren: die verleugnete Geschichte, die Ausbeutung und der Zwang zur Normalität. Die Rezension macht neugierig auf die Entwicklung von Frauenforschung, die sich Täterinnen und Opfern gleichermaßen zuwendet.

Angela Klüsche

Franz Leinfelder

Gottfried Fischer

Traumatisierung und Traumaverarbeitung in totalitären Regimen

Zusammenfassung: Totalitäre soziale Systeme sind zu ihrer Selbsterhaltung darauf angewiesen, Machtkontrolle und kritisches Denken zu eliminieren. Dies geschieht sowohl nach „innen“ hin, im psychischen System der Individuen, wie auch interindividuell, indem Personen als Normabweichler oder „Dissidenten“ verfolgt werden, welche die gesunde Ich-Funktion des kritischen Denkens und der Realitätskontrolle vertreten. Das Trauma der „Dissidenten“ entsteht aus dem unerträglichen Widerspruch, für dieses sozial wertvolle Verhalten verfolgt und gedemütigt zu werden. So kommt es zu einem „Orientierungstrauma“, das nur verarbeitet werden kann, wenn die Repräsentanten des totalitären Regimes das „zugrunde gerichtete menschliche Wesen“ (Hegel) in ihren Opfern und in sich selbst erkennen.

1. Was ist ein psychisches Trauma?

Im Sinne einer ersten umgangssprachlichen Definition können wir psychisches Trauma mit seelischer Verletzung umschreiben, die ähnlich gravierende Kurz- und Langzeitfolgen haben kann wie körperliche Verletzungen auch. Allerdings impliziert die Rede von seelischen Verletzungen eine metaphorische Sprechweise, die körperliche mit seelischen Verletzungen parallelisiert. Metaphern oder Analogien sind Vergleiche, die immer nur teilweise zutreffen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der körperlichen und der seelischen Verletzung besteht darin, daß das Seelische immer auch soziale Implikationen hat. Das psychische Individuum ist immer auch ein soziales Individuum. Von daher produzieren pathologische soziale Systeme individuelle Störungen und umgekehrt können letztere als Hinweis auf Störungen sozialer Systeme gewertet werden.

Die Theorie des psychischen Traumas hat sich im Laufe der Wissenschaftsgeschichte schrittweise von der körperlichen Metapher zu einem sozialen Verständnis von Traumatisierung vorgearbeitet. Das läßt sich an der Entwicklung des Traumabegriffs in der Psychoanalyse ablesen. Freud verwendete zwei organische Metaphern, um das Trauma zu bezeichnen: einmal das Bild vom Durchbrechen des Reizschutzes. Ist der Reizschutz, der das lebende System – in manchen Bildern sprach Freud von einem lebenden Bläschen – gegen Umweltreize abschützt zu schwach und

durchbrochen, so können pathogene Umweltreize ins Innere des lebenden Bläschens eindringen und dort Zerstörung anrichten. Diese eindrucksvollen Bilder der Freudschen Traumatheorie geben die organologische Analogie des Traumageschehens prägnant wieder. Einen Schritt weiter, in Richtung eines psychosozialen Traumaverständnisses ging der nordamerikanische Psychiater und Psychoanalytiker Mardi Horowitz (1986) in seiner Theorie der Traumareaktion. Wenn Freud Trauma als Reizüberflutung verstand und damit eine energetische Metapher verwandte, so definiert Horowitz das Trauma in einem informationstheoretischen Konzept und betrachtet es als Informationsüberflutung. Diese vielleicht unterkühlt klingende und an Computerwissenschaft erinnernde Metaphorik geht davon aus, daß traumatische Erfahrungen eine Art Stau bei der Informationsverarbeitung erzeugen. Im Laufe der Lebensgeschichte hat das Individuum Schemata der Informations- und Wissensverarbeitung ausgebildet. Traumatische Erfahrungen liegen gleichsam quer zu diesen Programmen der Informationsverarbeitung, da sie in die bestehenden Schemata nicht integriert werden können. Dies ist erst möglich, wenn der schematische Wissensbestand der Persönlichkeit, die Selbst- und Welt-sicht des Individuums, so lange umgearbeitet wird, bis die traumatische Erfahrung kognitiv und emotional integriert werden kann.

Fischer und Riedesser (1996) geben eine Definition von Trauma, die die wichtigsten, gegenwärtig in Psychologie und Sozialwissenschaften diskutierten Aspekte der traumatischen Erfahrung aufgreift. Trauma ist demnach ein „vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt“ (vgl. auch Fischer, Gurriss, Pross & Riedesser 1995). Die Erschütterung des *Selbstverständnisses* äußert sich oft in den unbegründeten Selbstanlagen, z. B. angesichts einer überwältigenden Bedrohung „versagt“ zu haben. Die Wiederherstellung des erschütterten *Weltverständnisses*, der „shattered assumptions“ (Janoff-Bulman, 1992), kann oft Jahre in Anspruch nehmen. Dieses Traumakonzept der Erschütterung kognitiv-emotionaler Annahmen eines Menschen über sich und die Welt ist ein Beispiel für ein sich anbahnendes integratives, behaviorales wie psychodynamisches Traumaverständnis. Janoff-Bulmann, die mit einem sozialkognitiven Ansatz arbeitet, führt hierin Überlegungen des Psychoanalytikers und Kognitionsforschers Mardi Horowitz fort. „Hilflosigkeit“ als Folge des Traumas, aktuell wie auch dauerhaft, ist ein verhaltenstheoretisches Konzept, das auf Seligmans (1975) Theorie der gelernten Hilflosigkeit zurückgeht. Gelernte Hilflosigkeit muß man vielleicht über Seligman

hinaus noch mit dem Konzept des „Lernens zu lernen“, dem sogenannten „Metalernen“ in Verbindung bringen. Traumatisierte Personen sind nicht nur punktuell hilflos gemacht worden, sie haben vielmehr lernen müssen, daß man nicht lernen kann, sich gegen bedrohliche Umwelteinflüsse zur Wehr zu setzen.

Schon im Tierversuch reagieren traumatisierte Tiere auch dann hilflos, wenn die Situation sich objektiv geändert hat und andere, diesmal wirksame Verhaltensweisen möglich wären. Die erschütterten Grundannahmen des menschlichen Selbst- und Weltverständnisses beziehen sich besonders bei von Mitmenschen verursachter Traumatisierung auf die Prämissen des sozialen Selbst- und Weltverständnisses. Erschüttert ist der Glaube in Verlässlichkeit, Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit der sozialen Mitwelt. Verwirrung besteht meist über die Verursachung des Traumas. Eine oft zu beobachtende Traumafolge ist das sog. „Victimisierungssyndrom“ nach Ochberg (1988). Hier wird davon ausgegangen, daß Traumabetroffene oft so sehr in ihrem Selbstverständnis erschüttert sind, daß sie sich für die Folgen dessen verantwortlich machen, was ihnen zugefügt wurde. Verstehen wir das erschütterte Weltverständnis als Ausdruck eines Vertrauensverlustes in die soziale Welt, so sind Traumatisierung und Traumaverarbeitung keine „Privatsache“ mehr. Und die Wiederherstellung des Vertrauens, der Wiederaufbau der „shattered assumptions“ kann nicht nur im Alleingang vom Individuum durchgeführt werden. Vielmehr muß die soziale Welt, die den Vertrauensverlust in vielen Fällen zu verantworten hat, bei der Traumaverarbeitung behilflich sein. Das sozial traumatisierte Individuum muß die Erfahrung machen können, daß die Gerechtigkeit in der sozialen Welt, unter deren Verlust es oft gelitten hat, wieder hergestellt wird. Durch die doppelte Bewegung der individuellen und sozialen Traumaverarbeitung gelingt es schließlich, die traumatisch erschütterten und verzerrten Grundannahmen des sozialen Selbst- und Weltverständnisses wieder herzustellen.

2. Legitime und illegitime Ausübung sozialer Machtfunktionen

In manchen sozialen Utopien wird ein herrschaftsfreier Gesellschaftszustand angestrebt, manchmal auch schon für einen absehbaren Zeitraum prophezeit. Bislang ist es noch nicht gelungen, soziale Macht- oder Herrschaftsfunktionen gänzlich auszuschalten. Bleibt Herrschaftsfreiheit somit vorerst eine Utopie, so können wir doch gegenwärtig schon zwischen legitimer und illegitimer Ausübung von sozialer Macht und sozialem Einfluß unterscheiden. Demokratisch legitimiert ist soziale und politische

Führung dann, wenn sie in freien und geheimen Wahlen sich auf das Vertrauen einer ausreichenden Mehrheit des sozialen Kollektivs stützen kann, das sie vertritt. Führungspositionen in einer Gesellschaft sind nicht ein für allemal legitimiert, sondern haben sich daran zu beweisen, daß sie real die Interessen der von ihr vertretenen Gruppierung wahrnehmen können. Die Menschen sind bereit, Führungsfunktionen an Personen oder Gruppen zu delegieren, denen sie vertrauen. Sie erwarten dafür als Gegenleistung einen verantwortlichen Umgang mit der übertragenen Macht und ehrliche Rechenschaft über die Gründe für Entscheidungen, die legitimierte Führungspersönlichkeiten wahrgenommen haben. So besteht in offenen, demokratisch legitimierten sozialen und politischen Führungssystemen ein dialektisches Rückkopplungsverhältnis zwischen Individuen und Kollektiv. Führungspersönlichkeiten, die sich auf einen kollektiven Auftrag berufen, haben ihre Legitimation nicht durch eine höhere Berufung, sondern müssen ihren Auftrag immer wieder vor denen rechtfertigen, die sie zu vertreten vorgeben. In legitimen politischen Machtssystemen sind somit historisch-gesellschaftliche Veränderungen möglich. Soziale Normen und Interessenregulierungen bilden in diesen Systemen kein überzeitlich starres Regelsystem, sondern sind dem gesellschaftlichen Wandel zugänglich. Dies ist ein vernünftiger Weg, einen Ausgleich zwischen Individuen und partikularen Interessengruppen einerseits und dem gesellschaftlichen Gesamtinteresse andererseits herzustellen.

Neben den historisch wandelbaren Normen gibt es auch solche, die einen überzeitlichen Charakter haben und haben müssen. Man kann sie auch als „Meta-Normen“ bezeichnen. Hierunter fallen so einfache ethische Grundsätze wie etwa: „Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg' auch keinem anderen zu“. In philosophischer Sprache hat Kant ein ähnliches Prinzip als „kategorischen Imperativ“ formuliert. Andere Normen, wie viele des alltäglichen Zusammenlebens, dürfen nicht starr und überzeitlich sein. Sonst besteht die Gefahr, daß die Normen nicht mehr für die Menschen da sind und ihnen das Zusammenleben erleichtern, sondern umgekehrt die Menschen für die Normen. In diesem Falle werden die Menschen, die eigentlich die Normen geschaffen haben, zu bloßen Funktionsträgern ihrer Produkte herabgesetzt. In den Sozialwissenschaften unterscheiden wir herkömmlicherweise zwischen *idealen Normen*, die ideale Setzungen einer Gesellschaft sind, *funktionalen Normen*, die häufig die Grenzwerte biologischer Parameter festlegen, wie z. B. die normale Variationsbreite der Blutdruckschwankungen. *Statistische Normen* schließlich geben erwartbare Regelmäßigkeiten physikalischer, biologischer oder sozialer Phänomene wider. Ideale Normen sind ideale Willensbildungen eines Individuums, einer sozialen Gruppierung oder einer

Gesellschaft als ganzer. In historisch offenen gesellschaftlichen Systemen können Normen den Entwicklungsbedürfnissen des Individuums und/oder der Gesellschaft angepaßt und daher verändert werden. Erstarrende soziale Systeme, denen die historische Legitimationsbasis abhanden kommt, neigen dazu, noch die fragwürdigsten Normen zu konservieren und in ihrer Geltung absolut zu setzen. Wird der historische Prozeß aus den normativen Entscheidungen einer Gesellschaft ausgeklammert, entsteht jene Dialektik von Regeln und Gesetzen, die Goethes Mephisto in knappen Worten umschrieben hat:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen vom Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
von dem ist, leider! nie die Frage.“

(Goethe, 1817, zit. n. 1971, 57)

Goethe bezieht sich hier u. a. auf eine Rechtswissenschaft, die veraltetes Herrschaftswissen legitimiert, indem sie den gesellschaftlichen Prozeß, den historischen Wandel aus ihren gesetzlichen Bestimmungen auszuklammern versucht. Bei manchen Rechtstheoretikern wird diese Erstarrungsform des rechtlichen Regelwerkes, die weder auf historische Veränderungen Rücksicht nimmt noch aber den idealen Setzungen des menschlichen Gerechtigkeitsempfindens entspricht, ironischer Weise als „positives Recht“ bezeichnet.

Hanna Arendt (1994) hat die Entstehung totalitärer Herrschaftsformen historisch und systematisch untersucht. Von den o. g. Kriterien her ist totalitäre Herrschaft dadurch gekennzeichnet, daß Führungsfunktionen und Machtbefugnisse nicht mehr von der Allgemeinheit kontrolliert und an ausgewählte Personen delegiert werden. Vielmehr eignen sich umgekehrt partikuläre soziale Interessengruppen Herrschaftsfunktionen an, die nicht durch Interessenausgleich und demokratische Willensbildung geregelt werden. Gleichgewicht und wechselseitige Regulation zwischen Führungskräften und sozialem Kollektiv gehen so verloren. Rechenschaft über Macht- und Herrschaftsfunktionen wird dann durch Propaganda ersetzt. Solche Herrschaftsgruppen, die nicht wirklich die allgemeinen Interessen vertreten, sondern lediglich partikuläre, insbesondere natürlich die Interessen ihres eigenen Machtapparats, neigen dazu, sich zu ihrer Legitimation auf überzeitliche, in jedem Falle aber überindividuelle Kon-

struktionen zu beziehen. Solche Konstrukte haben einen deutlich ideologischen Charakter, da sie von der sozialen Wirklichkeit abstrahieren und zumeist die wirklichen Menschen durch ein Abstraktum ersetzen, das sich bei näherer Betrachtung als Projektion des Herrschaftsinteresses erweist. Ein Beispiel war etwa die Legitimation der Herrschaft in der früheren DDR durch Berufung auf die sogenannte „Arbeiterklasse“. Die realen Arbeiter mochten gegen das Herrschaftssystem der DDR noch so intensiv protestieren, ihr Protest brauchte deshalb nicht zur Kenntnis genommen werden, weil das System die reale Arbeiterschaft durch eine ideale Konstruktion ersetzt hatte. Die wirklichen Arbeiter und damit weite Teile der Bevölkerung waren in ihrem „Klassenbewußtsein“ noch nicht genügend entwickelt, so daß die Partei „vorübergehend“ deren wahre Interessen vertreten mußte. Von dieser ideologischen Konstruktion her, die das Herrschaftssystem des sogenannten real existierenden Sozialismus mit anderen totalitären Herrschaftsformen strukturell gemeinsam hat, kann immer wieder die reale Willensäußerung der „Geführten“ durch Rückgriff auf ihre ideale Bestimmung übergangen werden, als deren wahre Vertretung sich die illegitime, oligarchische Herrschaft behauptet. Von diesem Punkt an ergibt sich eine eskalierende Spirale aus Legitimationsverlust und Verschärfung sozialer Repressalien. Je weiter sich die oligarchische Herrschaft vom Bewußtsein und den Interessen der Allgemeinheit entfernt, desto stärker muß sie zu Mitteln der Repression und totalitärer Kontrolle greifen. Die völlig natürliche und normale Forderung des Kollektivs nach Rechtfertigung und Verantwortung im Umgang mit Herrschafts- und Machtmitteln wird jetzt als „Verrat“ an der idealen Sache gebrandmarkt, die selbstverständlich allein den jeweils Herrschenden wirklich zugänglich ist. Totalitäre Regime sind in ihren inneren Regulationsmechanismen nicht homöostatisch, sondern eskalierend gebildet. Je weiter sich das Herrschaftssystem von der sozialen Wirklichkeit entfernt, je mehr Realität verleugnet werden muß, desto rabiater werden die Maßnahmen gegen kritisches Denken und mutigen Protest. Die Repressions- und Spaltungsmechanismen, die zur Stabilisierung der illegitimen sozialen Herrschaft verwendet werden, wirken zugleich „nach innen“ und „nach außen“. Ein System, das kritisches Denken und Machtkontrolle nicht ertragen kann, muß diese psychischen Funktionen auch nach innen hin, im Seelenleben aller Mitglieder bekämpfen. Schon Platon hatte in seiner Staatstheorie den Aufbau des Staates mit den Strukturen und Funktionen des individuellen Seelenlebens verglichen. So müssen Untertanen totalitärer Regime seelische Funktionen und Qualitäten wie kritisches Denken, Vernunft, geistige Klarheit und Aufrichtigkeit ebenso bei sich selbst bekämpfen, wie auch bei den Gegnern des Regimes. Regimekriti-

ker und Opponenten, die in Wirklichkeit die gesunden Funktionen von Selbstregulation und Machtkontrolle im System wahrnehmen, werden jetzt als Feinde behandelt, da sie das System nicht nur politisch bedrohen, sondern gleichzeitig auch das seelische Gleichgewicht der totalitär beherrschten Untertanen wie auch der Herrschaftsclique in Frage stellen. Der Systemkritiker wird daher nicht nur als Träger einer unterschiedlichen Meinung verfolgt, sondern gleichzeitig auch als Repräsentant freiheitlicher Tendenzen im eigenen Seelenleben, die der Träger totaler Herrschaft bei sich selbst bekämpfen und unterdrücken muß. Während die breiten Massen im totalitären System sich in aktiver Selbstbetäubung üben, versucht sich die „Herrschaftselite“ in der Kunst des „Doppeldenkens“, die George Orwell in seinem Roman „1984“ so eindrucksvoll beschrieben hat (1949). Die Meister des Doppeldenkens können sich empathisch vorübergehend in die Rolle der Regimekritiker versetzen und ketzerische Gedanken vertreten. Diese Art Empathie oder „role-taking-behavior“ erleichtert es ihnen sogar, die Verfolgung aufzunehmen und den ketzerischen Gedanken zu zerstören. O’Brian, der Großinquisitor und Folterer in Orwells Roman beherrscht das Doppeldenken so perfekt, daß er die ketzerischen Theorien sogar noch präziser und konsequenter entwickeln kann als die Oppositionellen selbst. Allerdings versetzt er sich lediglich in einer Art von Rollenspiel in die ketzerische Weltsicht hinein und ist jederzeit imstande, den „inneren Ketzer“ vom Herrschafts-Selbst abzuspalten. Auf diese Weise gelingt es ihm, den ketzerischen Gedanken zu „evaporieren“. Unter diesem Begriff versteht die Herrschaftselite eine Art von Vernichtung, die über das bloße Auslöschen der Ketzerei hinausgeht. Ideales Ziel ist es, den ketzerischen Gedanken auch seiner Grundlage in der Vergangenheit zu berauben, so als habe er niemals existiert.

Diese Fähigkeit zur Selbstspaltung, die in der ehemaligen DDR von einigen Repräsentanten der sogenannten Staatssicherheit mit Orwellscher Meisterschaft beherrscht wurde, hat die wissenschaftliche Traumatheorie und natürlich auch unser menschliches Verständnis von diesen Phänomenen immer wieder herausgefordert. Rein phänomenologisch betrachtet, geht eine „Spaltung“ durch die Persönlichkeit, die zugleich der inneren Spaltung der Bevölkerung im totalitären Herrschaftssystem entspricht. Aufgrund seiner biographischen und sozialpsychologischen Studien an Naziärzten, die sich im 3. Reich für Vernichtungsexperimente mit medizinischer Scheinlegitimation zur Verfügung gestellt hatten, hat Lifton (1988) statt Spaltung oder Dissoziation den Begriff des Doubling, der Selbstverdopplung vorgeschlagen, um den Riß im Individuum zu bezeichnen, den totalitäre Systeme benötigen. Die Naziärzte, ähnlich wie

O'Brian waren imstande, sich ein zweites Selbst zuzulegen, das nahtlos in den Funktionen der Herrschaftsrolle aufgeht. So war es möglich, daß der KZ-Arzt Dr. Mengele, ein sensibler, treusorgender Familienvater und humanistisch gebildeter Musikkenner war und zugleich der gnadenlose Selektionierer auf der Todesrampe in Auschwitz sein konnte. Es gab eben nicht einen, sondern zwei „Mengele“. Das dominierende Herrschafts-Selbst war in der Lage, die empfindliche, einfühlsame Seite der Persönlichkeit zu kontrollieren und perfekte Distanz zu ihr einzuhalten.

So sind politisch Verfolgte in totalitären Systemen gerade diejenigen, welche die gesunden, integrativen und kritischen Funktionen im kollektiven Seelenleben verkörpern. Meist sind es Menschen mit einer ausgeprägten Sensibilität für ideologische Verlogenheit und Scheinlegitimationen. Sie reagieren sensibel auf Widersprüche, sind interessiert an Integrität und Integration und in der Lage, auch in verwirrenden, desorientierenden politischen Verhältnissen klar und folgerichtig zu denken. Damit repräsentieren sie für das Seelenleben der Herrschaftseliten genau jene kognitiven Funktionen, welche die Spaltung oder Selbstverdopplung des Herrschafts-Selbst infrage stellen könnten. Damit das totalitäre Selbst sein inneres Gleichgewicht erhalten bzw. wiederfinden kann, muß diese integrierende Denkweise und damit auch die Personen, die sie vertreten, abgespalten und sozial ausgegrenzt werden. So gelten in totalitären Regimen diejenigen als „dissident“ oder verrückt, die über seelische Gesundheit und Integrationsfähigkeit verfügen. Sie müssen dazu gebracht werden, ihr kritisches Denken aufzugeben, zu „bereuen“, sich den geheiligten herrschenden Normen zu unterwerfen, oder aber, wenn dies opportuner erscheint, den regionalen Herrschaftsbereich des Regimes zu verlassen. Die Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis, welche die Opfer totalitärer Regime erleiden, besteht nun vor allem in der Verkehrung der konstitutiven Verhältnisse unseres sozialen Kosmos: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage ... vom Rechte das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage“. Es gehe nicht darum, den Ketzer zu vernichten, sagt O'Brian in Orwells Roman. Es geht vielmehr darum, den ketzerischen Gedanken auszulöschen und zwar so, als habe er niemals existiert. Was die Opfer totalitärer Regime also erschüttert und seelisch zutiefst verletzt, ist das „*Orientierungstrauma*“ (Fischer und Riedesser 1996), der Angriff auf ihre kognitive Integrität, die Fähigkeit, an ihren Wahrnehmungen festzuhalten und ihrem Verstand trauen in einer Welt, in der die Wand nicht schwarz oder weiß ist, sondern die Farbe hat, die das Regime jeweils beschließt.

3. Die Aufhebung der Spaltung

Wer ein solches Orientierungstrauma, den Angriff auf seine gesunden Ich-Funktionen erleben mußte, reagiert äußerst empfindlich auf ideologische Formen, die auch nur von Ferne an den erfahrenen Desorientierungsdruck anknüpfen können. Um aus der eskalierenden Spirale erzwungener Selbstverleugnung und Selbstspaltung herauszufinden, ist es notwendig, die Welt wieder vom Kopf auf die Füße zu stellen und beispielsweise klar zu sagen, was Recht und Unrecht ist. Für die Aufarbeitung eines Orientierungstraumas bei den Verfolgten der ehemaligen DDR ist es sehr ungünstig, wenn die früheren Richter des Regimes heute vielfach von ihrer Schuld an zahlreichen Unrechtsurteilen freigesprochen werden mit der Begründung, sie haben sich an das damals geltende Recht gehalten. Die Knoten und Windungen des Orientierungstraumas lassen sich nur durchschneiden von einem „archimedischen Punkt“ außerhalb des Labyrinthes: vom „Rechte, das mit uns geboren ist“. Besitzt irgendein politisches Regime das Recht, die Wirklichkeitswahrnehmung der Mehrheit seiner Mitglieder durch Gesetzes- und „Sicherheitsmaßnahmen“ zu eliminieren?

Oft wird auf die Opfer schwerer traumatischer Erfahrungen ein Druck zur Versöhnung ausgeübt. Es wird ihnen vorgehalten, die Ereignisse liegen nun schon lange Zeit zurück und sie müßten den damaligen „Stress“ doch überwunden haben. Natürlich ist es richtig, daß ein Gefühl der Bedrohung und der Verfolgung mit der Zeit, die hinter uns liegt, abnehmen kann. Die Zeit kann die Erregungskomponente im psychotraumatischen Belastungssyndrom dämpfen. Aber sie kann nicht die schmerzhafteste, pathogene Verwirrung des Selbst- und Weltverständnisses entzerren, die gerade in der sozialen Dimension der Traumatisierung fortbesteht. Wie ist es möglich, so fragen sich die Opfer, daß wir für etwas verfolgt und bestraft wurden, was eigentlich die gesunde, ganz normale alltägliche Orientierung in der menschlichen Welt ausmacht, nämlich das Festhalten an der eigenen realistischen Wahrnehmung? Diese Frage kann in der Tat sehr nachdenklich stimmen. Wieweit ist der Mensch in der Lage, das wahrzunehmen, was er wahrnehmen soll anstelle dessen, was er wahrnimmt? Und wenn die totalitären Illusionen zusammenbrechen und die Gefangenen nach dem Höhlengleichnis des Platon nun endlich statt der täuschenden Schatten an der Wand im Sonnenlicht die wirklichen Gestalten sehen, flüchten sie sich dann geblendet in ihre Schattenwelt zurück, oder reiben sie sich die Augen, bis sie das Sonnenlicht ertragen und die Wirklichkeit wahrnehmen können?

4. Traumaverarbeitung

Das Trauma politisch Verfolgter in totalitären Systemen ist die Folge einer Verkehrung der legitimen Macht- oder Kontrollverhältnisse und, dadurch bedingt, von zunehmendem Realitätsverlust. Da Dissidenten und politisch Verfolgte in diesem System die Stimme der Vernunft repräsentieren, wird die besondere Art ihrer Traumatisierung nur aus dem Systemzusammenhang heraus verständlich. Daher wird eine rein individuelle Traumaverarbeitung von den Betroffenen zumeist als unbefriedigend erlebt. Die Erschütterung ihres Selbst- und Weltverständnisses kann nur dadurch ausreichend integriert werden, daß das „ver-rückte“ soziale System wieder zurechtgerückt wird. Ideal für die Traumaverarbeitung ist es daher, wenn die Herrschaftselite des totalitären Systems ihr „Doppeldenken“ überwindet und das begangene Unrecht an denjenigen, die in einem zunehmend erstarrenden System der Vernunft und Freiheit ihre Stimme gaben, anerkennen. Die frühere Herrschaftselite würde damit die Tatsache anerkennen, daß sie in ihren Opfern zugleich die bessere Seite ihres eigenen gespaltenen Selbst zu zerstören suchte. In der dialektischen Philosophie hat Hegel diese Bewegung der Anerkennung oder Wiederanerkennung beschrieben. Er definiert in seiner „Phänomenologie des Geistes“ den Begriff der Anerkennung folgendermaßen: „Sie anerkennen sich als gegenseitig sich anerkennend“ (1807, zit. n. 1952). Bei totalitären Spaltungsphänomenen ist diese Gegenseitigkeit der Anerkennung intra- und interindividuell zerstört. An anderer Stelle hat Hegel die Wiederherstellung der durch ein Verbrechen gestörten Norm in einer dialektischen Bewegung beschrieben. Dem Normenbrecher oder Verbrecher wird klar, was er mit seiner Tat bei seinem Opfer und zugleich bei sich selbst ange richtet hat: Einer erkennt im Anderen das zugrunde gerichtete menschliche Wesen. Der Täter beginnt zu begreifen, daß er in dem Opfer einen bisher abgespaltenen Teil des eigenen Wesens zu zerstören suchte. Das Opfer ist in dieser Dialektik von wiederhergestellter Anerkennung in der Lage, den Täter nicht nur individuell zu sehen, sondern zugleich als Ausdruck einer Zerstörung des menschlichen Wesens und der sittlichen Substanz überhaupt. So erkennen Täter und Opfer, jeder in anderer Weise, im jeweils Anderen das zugrunde gerichtete menschliche Wesen. Diese kognitive und emotionale Beziehungsfigur zeichnet den Weg der Traumaverarbeitung bei politischer Verfolgung in totalitären Herrschaftssystemen vor.

Die Traumaverarbeitung beim Einzelnen kann dazu führen, ihn von den vielfältigen Symptomen und Folgeerscheinungen der psychotraumatischen Belastungsstörung zu befreien. Gelingt der individuelle Verarbei-

tungsprozeß, so können die Betroffenen zumindest wieder ruhig schlafen. Sie müssen nicht länger vor allem zusammenzucken, was sie an die erlittene Verfolgung erinnert. Die sozialpsychologische Dimension des Traumas, die Erschütterung ihres Selbst- und Weltverständnisses allerdings kann nach den bisherigen Ausführungen nicht gewissermaßen im Alleingang wieder hergestellt werden. Dissidenten als Opfer totalitärer Systeme haben kein individuelles Schicksal erlitten. Der Sinn ihres Leidens bestand darin, daß sie in einer Zeit der Verdunkelung von Freiheit, Vernunft und demokratischer Kontrolle diese für das menschliche Zusammenleben zentralen Werte vertreten haben und deswegen verfolgt wurden. Ihr Trauma ist nur dann befriedigend gelöst, wenn sie wahrnehmen können, daß ihr Leiden nicht umsonst war. Und dies setzt voraus, daß die pervertierte gesellschaftliche „Ordnung“ wieder zu sich selbst findet und ihr zerstörtes Wesen in ihren Opfern erkennt. Jetzt wird es möglich, darüber zu trauern, daß gerade die politisch wertvollen Kräfte der Ausgrenzung und Verfolgung unterlagen, also jene Kräfte, die allein in der Lage gewesen wären, das Gesellschaftssystem lebendig zu erhalten. Jetzt kann auch das Ausmaß der Zerstörung deutlich werden, die aus Gründen der Selbsterhaltung eines pervertierten Systems im Leben und in den Seelen der Menschen angerichtet wurde. So ist die Anerkennung des begangenen Unrechts die Voraussetzung dafür, die totalitäre Selbstverdopplung zu überwinden beim Einzelnen wie im Gesellschaftssystem. Bei einigen Repräsentanten der ehemaligen DDR entsteht allerdings der Eindruck, daß dieser Prozeß der sozialen Traumaverarbeitung immer wieder ins Stocken gerät. Ein wichtiger Faktor hierbei ist die „Schwamm drüber“-Mentalität, die von den Opfern verlangt zu vergessen und diese unter Versöhnungsdruck setzt. Von der aufgezeigten Struktur der Verarbeitung sozialer Traumatisierung in totalitären Systemen her wäre dieses Vergessen ein pathologischer Vorgang. Denn die Erinnerung an das begangene bzw. erlittene Unrecht ist die einzige Chance, totalitäres Denken zu überwinden und statt des „Wendehals-Effektes“ eine Mentalität hervorzubringen, die in der Lage ist, aus der Geschichte zu lernen.

Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Gottfried Fischer, Universität Köln, Psychologisches Institut, Albertus-Magnus-Platz, 50293 Köln

Literatur

- Arendt, H. (1994): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München: Piper.
- Fischer, G. & Riedesser, P. (1996): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Ernst Reinhardt, im Druck.
- Fischer, G., Gurrus, N., Pross, C. & Riedesser, P. (1995): Psychotraumatologie – Konzepte und spezielle Themenbereiche. In: T. v. Uexküll (Hg.), Psychosomatische Medizin. 5. Auflage, im Druck.
- Goethe, J. W. (1817, zit. n. 1971): Faust. Der Tragödie 1. Teil. Stuttgart: Reclam.
- Hegel, G. W. F. (1807, zit. n. 1952): Phänomenologie des Geistes. Herausgegeben von J. Hoffmeister. Hamburg: Meiner.
- Horowitz, M. (1986): Stress response syndromes. NY: Plenum.
- Janoff-Bulman Ronnie (1992): Shattered assumptions: Towards a new psychology of trauma. New York: The Free Press.
- Lifton, R. J. (1988): From Hiroshima to the nazi doctors: The evolution of psychoformative approaches to understanding traumatic stress syndromes. In: J. W. Wilson, B. Raphael (1993): Handbook of traumatic stress syndromes. NY: Plenum, 11-24.
- Ochberg, F. (1988): Post-traumatic therapy and victims of violence. New York: Brunner/Mazel.
- Orwell, G. (1949): Nineteen eighty-four. London: Secker & Warburg.
- Seligman, M. E. (1975): Helplessness: On depression, development and death. San Francisco: Freeman.

Robert Maxeiner

Die Vergangenheit in der Gegenwart

Erfahrungen eines Supervisors aus den Alten Bundesländern
in den Neuen Bundesländern

Zusammenfassung: Die Erfahrungen aus einer Gruppensupervision mit Leitern/innen von Altenheimen – in kirchlicher Trägerschaft – bearbeitet der Autor u. a. mittels der Fragestellung: Können die Folgen der Sozialisation unter den politischen und gesellschaftlichen Bedingungen der ehemaligen DDR innerhalb des Supervisionsprozesses besprechbar gemacht werden? Über Möglichkeiten und Grenzen, Lerninhalte aus der aktuellen beruflichen Arbeit der Supervisanden, mit Bezügen zur Vergangenheit und der noch nicht selbstverständlichen Gegenwart zu verknüpfen, wird berichtet.

In meinem Aufsatz versuche ich, Phänomene der Geschichte zweier deutscher Staaten und Folgen des schnell betriebenen Wiedervereinigungsprozesses aufzuzeigen und Verstehenszusammenhänge herzustellen. Ich berichte von der Arbeit mit einer Supervisionsgruppe in den Neuen Bundesländern und von meinen Gedanken, die durch diese Arbeit angeregt wurden. Es geht mir weniger um angewandte Theorie, obwohl ich theoretische Erwägungen und Beispiele aus der Supervision einbeziehe, vielmehr möchte ich mir als Bürger und Supervisor eine Haltung zum Geschehen erarbeiten.

Vorüberlegungen

Ich war gespannt, wie ich mit den Menschen in Kontakt treten würde, welche Erwartungen sie an mich und an die Supervisionsarbeit stellten. Ich hoffte, daß Beziehungen geknüpft, Mißtrauen abgebaut und Probleme aus der Arbeitssituation berichtet, aus ihren geschichtlichen und aktuellen Zusammenhängen heraus verstanden und bearbeitet werden könnten. Ich fragte mich, was es für diesen Prozeß bedeuten mochte, als Supervisor aus den alten Bundesländern in den Neuen Bundesländern aufklärerisch wirken zu wollen, einen Gruppenprozeß zu initiieren und zu leiten.

Neugierig war ich auch darauf, ob und wie diese Arbeit mit den Voraussetzungen und Bedingungen von noch bis vor kurzem zweier so verschiedener deutscher Staaten möglich sein könnte. Ich verspürte eine

Lust, das Bekannte im Fremden, das Gemeinsame im Verschiedenen – manchmal ist es auch umgekehrt – zu entdecken. Dabei war ich skeptisch mir selbst gegenüber, wollte auf projizierte Wunschvorstellungen und unvereinbare Erwartungen achten. Bei dem Ethnologen Lévi-Strauss traf ich auf eine Textstelle über den Versuch, das Fremde zu verstehen, die meine Skepsis treffend ausdrückte:

„Doch statt mir eine neue Welt zu eröffnen, gab mir mein abenteuerliches Leben – ein seltsames Paradox – eher die alte zurück, während mir jene andere, der ich nachgestrebt hatte, zwischen den Fingern zerrann. In dem Maße, in dem die Menschen und Landschaften, die zu erobern ich ausgezogen war, die erhoffte Bedeutung verloren, sobald ich sie vor mir sah, traten an die Stelle dieser enttäuschenden, wie auch immer präsenten Bilder andere, die meine Vergangenheit vorrätig hielt, und denen ich keinerlei Bedeutung beigemessen hatte, solange sie noch zu der Realität gehörten, die mich umgab“ (Lévi-Strauss 1955, S. 370).

Ich nahm mir vor, mich durch meine mitgebrachten Vorstellungen nicht hindern zu lassen, mich auf die vielleicht fremden Erwartungen der Teilnehmer/innen einzustellen.

Der Anfang

Meine ersten Eindrücke bei der Anreise:

Ich fuhr mit dem Nachtzug nach X., einer Stadt in den Neuen Bundesländern, um mich zum ersten Mal mit meiner Supervisionsgruppe zu treffen. Beim Blick durch das Zugfenster überkamen mich Gefühle von Fremdheit. Sonst ist das nicht so, wenn ich in einen Ort komme, den ich nicht kenne. Diese Stadt im fahlen Licht des hereinbrechenden Tages wirkte trostlos auf mich in ihrem abweisenden Grau, Häuserruinen überall, Fenster und Türen vernagelt, historisches Gemäuer vom Verfall bedroht, Straßen voller Schlaglöcher, Autowracks in Hinterhöfen. Erst allmählich streifte mein Blick im Vorbeifahren die gepflegten Gärten mit den selbstgefertigten Holzzäunen, Alleen majestätischer, alter Bäume, Häuserzeilen, die, nicht künstlich renoviert, ins Auge fielen. Neben der Fremdheit spürte ich auch Neugierde und eine gewisse Faszination. Ich fragte mich, wie das alles miteinander verwachsen, welches Bild die Stadt in ein paar Jahren vermitteln würde.

In der Bahnhofshalle bemerkte ich eine neue Leuchtschrift in großen Lettern, welche die alte aus DDR-Zeiten, da an diesen Stellen die Wand im Laufe der Jahre nicht nachgedunkelt war, nur unzureichend verdeckte. Eine Weile beschäftigte mich der Symbolgehalt dieser Tatsache.

Das erste Zusammentreffen:

Alle Mitglieder der Supervisionsgruppe waren Leiterinnen und Leiter von Altenheimen. Sie kannten sich durch Arbeitszusammenkünfte und andere Verbandsgrößen. Mit Herrn D., von dem die Initiative für die Supervision ausgegangen war, hatte ich ein paar Mal telefoniert und erfahren, daß es schwerpunktmäßig um Fragen von Leitung gehen sollte.

Herr D. hatte mich auch bei diesem ersten Treffen am Bahnhof abgeholt, und wir vertieften uns schnell in ein Gespräch über seine Heimatstadt X. Bis zum Beginn der Supervision, die im Altenheim, das Herr D. leitete, stattfinden sollte, war noch etwas Zeit. Ich konnte mich umsehen und die Atmosphäre im Haus auf mich wirken lassen. Das Altenheim war in einem alten Gebäude untergebracht. Auf demselben Gelände befand sich ein Kindergarten. Die alten Leute saßen draußen unter den Bäumen und schauten dem Treiben der Kinder auf dem Spielplatz zu. Gelegentlich kam es dabei zu interessanten Begegnungen zwischen den Alten und den Jungen. Das Haus selbst entsprach nicht modernen technischen Standards. Die Zimmer waren klein und die Flure zu eng, um bequem einen Rollstuhl schieben zu können. Aber alles war liebevoll, zum Teil in Eigenarbeit renoviert, und mit Blick für Details aus dem Lebenszusammenhang der alten Leute eingerichtet.

Die ersten Kontakte mit den Mitgliedern der Gruppe waren zugewandt und gegenseitig interessiert. Gefühle von Fremdheit rückten in den ersten Minuten schnell in den Hintergrund. Wir plauderten beim ausgiebigen Frühstück, das die Mitarbeiter/innen des Hauses vorbereitet hatten, zwanglos miteinander. Dann saßen wir uns im Stuhlkreis gegenüber, und es entwickelte sich eine neugierige Spannung in bezug auf die gemeinsame, neue Arbeit.

Die Gruppenmitglieder hatten keine Supervisionserfahrung, außer Herrn D. Er nahm an einer Fortbildung mit Gruppensupervision in den alten Bundesländern teil. Die Erfahrungen dort hatten ihn ermuntert, eine Gruppe mit Kollegen/innen zu bilden, um regelmäßig Leitungserfahrungen austauschen und reflektieren zu können. Diese Erwartung teilten alle Gruppenmitglieder.

Die Supervisionsgruppe bestand aus 3 Frauen und 3 Männern, die alle ein Altenheim bei demselben kirchlichen Träger leiteten. Fast alle Gruppenmitglieder hatten einen internen Aufstieg vollzogen und vorher in der Pflege oder in der Verwaltung gearbeitet. Im Verlauf der Supervisionsarbeit stellten sich weitere Parallelen in der Arbeitssituation heraus, die u. a. als Motiv zur Bildung der Gruppe gelten können. Alle Teilnehmer/innen hatten ihre Rolle als Leiter/in noch nicht sehr lange inne. Häufig war die Arbeitssituation innerhalb der Einrichtung gekennzeichnet von

unklaren Strukturen, Aufgaben und Rollen. Weder bei den Teilnehmer/innen noch bei den Anstellungsträgern gab es klare Vorstellungen davon, was Leitung beinhaltet. Wie ich später erfuhr, war den Leiter/innen häufig nicht klar, warum ihnen die Rolle angeboten worden war. Es handelte sich offenbar um einen Bewährungsaufstieg. In der Supervision sollte dies unsere Hauptaufgabe sein, immer wieder am Rollenprofil als Leiter/in zu arbeiten und die eigenen und fremden Erwartungen zu reflektieren. Mich interessierte, wie Leitung sich mit einem demokratischen Verständnis einrichten und wie sich dieser Prozeß durchsichtig machen ließ.

Beim ersten Treffen beschäftigte mich, wie es den Gruppenmitgliedern damit ginge, daß sie im Osten leben und ich aus dem Westen zu ihnen kam. Da niemand darauf zu sprechen kam, schnitt ich die Frage an. Ich erhielt die Antwort, ich sei schließlich der Fachmann. Im Osten gebe es keine Supervision und auch keine Supervisoren. Ich sei ihnen empfohlen worden. Herr D. habe das alles vorbesprochen, und schließlich wollten sie etwas lernen bei mir. Dazu bemerkte ich, ich hätte viel zu fragen, um die Strukturen und die Lage, wie sie in der DDR gewesen wären und wie sie in die heutige Situation hineinwirkten, verstehen zu können. Mir wurde Verständnis bekundet und die Möglichkeit zugesagt, bei Bedarf Auskunft zu geben.

Alle Mitteilungen gaben mir einen ersten Einblick in die Schwierigkeiten ihrer Situation. Ich machte ihnen Vorschläge, wie ich mir auf diesem Hintergrund die gemeinsame Arbeit vorstellte: An Hand von aktuellen Beispielen aus der täglichen Leitungsarbeit sollten durch Einfälle aus der Gruppe neue Verstehensmöglichkeiten erarbeitet werden. Das Handeln der betroffenen Leiter/in, die Dynamik des Prozesses der beteiligten Personen und die institutionellen Gegebenheiten sollten reflektiert werden. Aufbauend auf diesen Aufklärungsprozeß ginge es um das Ausprobieren von Handlungsalternativen, die ihren jeweiligen Fähigkeiten und Möglichkeiten entsprachen. Das kontinuierliche Einüben sollte ein sichereres Handeln in der Rolle und eine Annäherung an eine Leitungsidentität bewirken. Ich lud sie ein, sich unter meiner Leitung gegenseitig zu beraten.

Wir vereinbarten fünf Tagestreffen bis zum Ende des Jahres und beschlossen, nach einer Auswertung den Kontrakt ggf. um ein weiteres Jahr zu verlängern.

In meiner nachfolgenden Reflexion der Kontraktverhandlung erstaunte mich die schnelle Zusage, mir „Informationen“ über die DDR und ihre Wirkung auf die Gegenwart geben zu wollen. Ich mußte einen wunden Punkt getroffen haben. Mir wurde allmählich klar, daß es nicht einfach sein würde, die DDR-Geschichte innerhalb des supervisorischen Kontextes besprechbar zu machen.

Ich erkannte, daß mein Supervisionsziel sich von ihrem unterschied. Ihr dringendes Bedürfnis war es, Leitungsvorstellungen zu erarbeiten. Diese wollten sie handhaben lernen, innerhalb der Einrichtungen für klare Strukturen und Rollen sorgen, Arbeitsverteilung organisieren. Sie hofften, sich auf diesem Weg so schnell wie möglich den westlichen Arbeits- und Lebensbedingungen anzugleichen. Diese Prognose bestätigte sich im weiteren Supervisionsprozeß.

Mir kam die Textstelle bei Lévi-Strauss wieder in den Sinn. Ich hatte mir vorgenommen, mich auf die Erwartungen der Teilnehmer/innen einzustellen. Meine eigenen Erwartungen bezüglich des „Blicks zurück“ würde ich im Hinterkopf behalten, mir den Verstehenszusammenhang, den ich für meine Haltung brauchte, ggf. aus anderen Quellen erarbeiten.

Wie sich bei der weiteren Arbeit mit der Gruppe bestätigen sollte, hatten der DDR-Hintergrund, die andere Biographie und Berufssozialisation eine wesentlich geringere Bedeutung im Supervisionsprozeß, als ich das erwartet hatte. Ich folgerte daraus, daß die Aufklärung nur in begrenztem Maße möglich war. Dieser Prozeß stellte sich als wesentlich komplizierter heraus, als ich vermutet hatte. Die verschlungenen Wege der Verdrängung der geschichtlichen Hypothek erwiesen sich als so verzweigt und schwierig begehbar, daß diese Problematik mit sechs Tages-supervisionen im Jahr allenfalls angetippt werden konnte.

Ich wurde mir bewußt, daß ich von den Menschen in der ehemaligen DDR nicht erwarten konnte, daß sie ihre Vergangenheit bewältigten, wie es uns in der ehemaligen BRD ebenfalls nicht gelungen war.

Die Berufssituation der Altenheimleiter/innen

Im Verlauf der Supervisionsarbeit war häufig von geplanten oder schon vollzogenen Um- oder Neubauten die Rede. Ich bin geneigt, dies als Phänomen zu betrachten, hinter dem sich mehr verbirgt, als nur die Notwendigkeit, bewohnbare Unterkünfte, die zweifelsohne dringend gebraucht werden, bereitzustellen. Bezogen auf die Praxissituation drängt sich mir der Gedanke auf, in den Neuen Bundesländern muß so viel und so lange gebaut werden, bis kein Unterschied mehr im architektonischen Gesicht zwischen Ost und West auszumachen ist. Bei Unterhaltungen zwischen Leuten aus dem Westen ist oft von „der typischen Plattenbauweise in der DDR“ oder „dem Kopfsteinpflaster aus Vorkriegszeiten“ die Rede. Wenn ich versuche, mich in Menschen einzufühlen, die ihr bisheriges Leben hier, womöglich in „den typischen Plattenbauten“ verbracht haben, versetzt es mir immer wieder, wenn die Rede darauf kommt, einen Stich.

Sie möchten, daß dies endlich der Vergangenheit angehört, sich nicht mehr unterlegen fühlen, rechtfertigen oder sich selbst als Opfer sozialistischer Diktatur brandmarken. Am liebsten möchten sie, daß die Plattenbauten so schnell wie möglich mit neuen Fassaden überklebt werden.

Bei den Supervisionsteilnehmer/innen ging es nicht um Plattenbauten, sondern um alte, renovierungsbedürftige Gebäude, in welchen sich die Altenheime befanden. Es war nicht klar, ob der Träger die Einrichtungen weiterführen würde. Meist waren umfangreiche Neubauten geplant. Die alten Gebäude sollten aufgegeben oder für andere Zwecke verwendet werden.

Hierzu ein Beispiel: Frau A. ist von Beruf Krankenschwester. Zu Beginn der Supervision hatte sie in der ihr eigenen engagierten Art ein kleines Altenheim in einer Kleinstadt geleitet, d. h., wenn Personalmangel herrschte, arbeitete sie selbst in der Pflege mit. Vorher hatte sie, immer für denselben kirchlichen Träger, in anderen Einrichtungen gearbeitet. Wie sie von sich sagte, packte sie da an, wo es Arbeit gab. Und es gab eine Menge Arbeit. Die Zimmer waren zu klein, um beim Betten und Umbetten geschickt hantieren zu können. Die technischen Vorrichtungen zum Heben waren nicht auf dem neuesten Stand. Es gab keinen Aufzug zwischen den Stockwerken, so daß Rollstuhlfahrer/innen getragen werden mußten, wenn sie nach draußen wollten. Der Essenstransport konnte auf Grund der räumlichen Bedingungen nur umständlich erledigt werden. Aber die alten Menschen fühlten sich heimisch und verwurzelt.

Mittlerweile war ein neues, großes Altenheim von einem anderen Träger in der Stadt gebaut worden. Die alten Menschen aus dem Altenheim von Frau A. zogen dorthin um. Frau A. setzte sich dafür ein, daß auch das Personal übernommen wurde. Alle waren begeistert von den technischen Standards in dieser neuen Einrichtung, die enorme Arbeitserleichterungen mit sich brachten. Auch die alten Menschen waren beeindruckt von der modernen, geradezu feudalen Wohnsituation. Daß sie sich in dieser fremden Umgebung entwurzelt fühlten, war eher zu ahnen. Denn der überwältigende Eindruck deckte alle anderen Gefühle zu. Vielleicht überwog sowohl beim Personal als auch bei den alten Menschen das Gefühl von Dankbarkeit oder der Druck, sich der neuen Situation widerspruchslos anzupassen.

Die Alteneinrichtung, die Frau A. bis dahin geleitet hatte, wurde aufgelöst. Man hatte ihr ebenfalls eine Stellung in dem neuen Altenheim angeboten, allerdings nicht als Leiterin. Ihr bisheriger Anstellungsträger – besser gesagt „ihre Kirche“ –, der sie so viele Jahre in den schwierigen DDR-Zeiten treu gedient hatte, ließ mit einem neuen Arbeitsplatzangebot auf sich warten. Frau A. dachte an eine Stellung, bei der ihr Engagement

und ihre Tatkraft gebraucht wurden und wo sie ihren Fähigkeiten entsprechend eingesetzt würde. Sie berichtete in der Supervision. Die anderen Gruppenmitglieder waren empört, identifizierten sich mit ihr und fragten, warum sie nicht mit den Trägervertretern darüber sprach, wie sehr sie sich im Stich gelassen fühle. Anfangs sträubte sie sich dagegen, über ihre berufliche Zukunft mit ihrem Arbeitgeber zu verhandeln. Für Frau A. war das auch eine Frage des Stolzes, daß nicht sie um eine Arbeit bitten mußte. Verhandeln oder Forderungen stellen konnte sie nicht, und es kam bei dieser Art der Zusammenarbeit für sie auch nicht in Frage. Zuerst hatte ich Schwierigkeiten, die besondere Beziehung zwischen Frau A. und ihrem Verband zu verstehen. Auch brauchte sie Zeit, um ihre Gefühle von Ärger, Wut und Enttäuschung zulassen zu können. Mit einem Handstreich war ihr Haus geschlossen worden, und damit ihr engagiertes Zupacken, mit dem sie und ihre Mitarbeiterinnen über Jahre technische Mängel kompensiert hatten, beendet. Diese Situation führte bei ihr zu einem hohen Maß an Verbitterung, weil die ursprünglichen Werte „Zusammenhalten und gemeinsam anpacken, um Not zu lindern“ mit der Schließung des Hauses unwiederbringlich verlorengegangen waren. Ich konnte das Ausmaß dieses Werteverlustes nur erahnen. Es war nicht einfach, darüber zu sprechen. Die „ursprünglichen“ Werte waren etwa so mit der DDR-Situation verbunden, wie die modernen Neubauten zum Symbol der Zeit nach der Wiedervereinigung geworden sind.

Endlich nahm Frau A. sich vor, mit den maßgeblichen Leuten beim Anstellungsträger zu sprechen. In der nächsten Supervision konnte sie erfreut berichten, inzwischen habe man ihr eine Stellung in einer anderen Institution beim selben Rechtsträger angeboten. Sie nahm sich vor, weiterhin an der Supervision teilzunehmen. Später schrieb sie mir jedoch, sie fühle sich sehr wohl an ihrem neuen Arbeitsplatz. Sie begleite als verantwortliche Krankenschwester eine Patientengruppe in einer Tagesklinik. Eine weitere Hinwendung zu Problemen der Heimleitersituation wolle sie nicht. Ich war enttäuscht. Was war mit Frau A. geschehen? War ihr die Arbeit in der Gruppe zu nah, zu tief gegangen, hatte sie andere Befürchtungen oder genügte es ihr, wieder einen Arbeitsplatz gefunden zu haben, war damit ihr wichtigstes Ziel der Supervisionsarbeit erfüllt worden? Eine neue Fassade für den alten Plattenbau? Oder würde es sie schmerzen, ihre Stelle verloren zu haben, wenn die Anderen an ihrem Leitungsprofil arbeiteten? Meine Fragen werden keine Antwort bekommen.

Alle anderen Mitglieder der Gruppe leiteten wie Frau A. Einrichtungen in alten Gebäuden. Es drohte Abriß, Umbau, Neubau. Über allen schwebte das Damoklesschwert, als Leiterin oder Leiter nicht übernommen zu werden, den Arbeitsplatz zu verlieren. Diese gemeinsame Problematik

aller Gruppenmitglieder wurde im Detail erst im Verlauf des Supervisionsprozesses deutlich. Aus der Sicherheit der DDR-Situation waren sie hinausgeworfen in eine Unsicherheit, die so nicht zu ertragen war. Dazu muß gesagt werden, daß dieses Thema in der DDR vertuscht wurde, es gab offiziell keine Arbeitslosigkeit. Um so schwieriger und damit härter für die Betroffenen ist die Situation heute.

Dazu ein weiteres Beispiel:

Herr E. ist von Beruf Ingenieur und war ehrenamtliches Mitglied in einem kirchlichen Verband. Als die wirtschaftlich desolate Lage zur Wendezeit offenbar wurde und er von Arbeitslosigkeit bedroht war, nutzte er seine Beziehungen und wurde Altenheimleiter. Das Heim war wiederum in einem alten Gebäude untergebracht. Nach seinen Schilderungen stellte ich es mir wie ein renovierungsbedürftiges Schloß vor. Wie schon im vorher erwähnten Beispiel waren die technischen Standards zur Durchführung der Pflege unzureichend, die Wege zu lang, das Mitarbeiter/-innenteam auf Improvisationen angewiesen. Dazu gehörte auch, daß Renovierungsarbeiten vom handwerklichen Dienst der Einrichtung selbst übernommen wurden. Das Heim befand sich ebenfalls in einer Kleinstadt, und sowohl die alten Menschen als auch das Personal stammten aus der nächsten Umgebung, was sich angenehm auf die Arbeitsatmosphäre auswirkte.

In diesem Fall war noch nicht entschieden, ob und wann neu gebaut wurde. Herr E. war bereits in den Fünfzigern und hoffte, das Pensionsalter erreicht zu haben, bevor sein Arbeitsplatz gefährdet war. Neben seiner Heimleitertätigkeit engagierte er sich weiterhin in seinem christlichen Verband. Durch Feste und Treffs versuchte er, zwischen der örtlichen Bevölkerung und den alten Menschen Möglichkeiten der Begegnung zu schaffen. Inzwischen nahm er an einer Fortbildung in den alten Bundesländern teil, um sich weiter für seine Aufgabe zu qualifizieren. Herr E. leitet die Einrichtung in einer bedächtigen, väterlichen Art und versuchte, seine diversen Leitungserfahrungen aus seinen anderen beruflichen Zusammenhängen zu nutzen.

Durch seine Improvisationsfähigkeiten hatte Herr E. etwas Geld für das Heim erwirtschaftet, das er günstig anzulegen gedachte, bis neue Pläne, evtl. eine umfangreiche Renovierung des Hauses, beschlossen worden waren. Seinem Trägerverband machte er davon Mitteilung. Er verband damit die Hoffnung, Zustimmung für seine Pläne zu erhalten. Doch der Träger ließ sich das erwirtschaftete Geld trotz Protest seitens Herrn E. kurzerhand überweisen. Herr E. war empört, fand aber auch Zugang zu seinen Gefühlen von Desillusionierung, Wut und Enttäuschung.

In beiden geschilderten Situationen galt die Enttäuschung und Wut möglicherweise nicht nur dem Träger der Institution und seinen Vertretern. Diese hätten sich von Solidaritätspartnern zu Sozialmanagern entwickelt. Die Wut richtete sich auf das ganze neue System, das diese kalte Bürokratie mit sich gebracht hatte.

Die Beispiele belegen, wie schwierig die Institutionalisierung eines klaren Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist. Auf dieses Thema möchte ich später noch genauer eingehen.

Erst nachdem die Teilnehmer/innen über das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit sprechen konnten, wie beschämt sie darüber waren und mit welchen Ängsten die existentielle Bedrohung verbunden war, konnten sie Zugang finden zu der Wut über die rigoros betriebene Auflösung der Einrichtungen. Es war schwer, darüber zu sprechen, daß es auch Gutes in der DDR gegeben hatte. Vieles wäre erhaltenswert und ausbaufähig. Würde man sich mit dieser Einstellung verdächtig machen, mit dem alten System identifiziert zu sein? Einmal erwähnte jemand in der Supervision das Wort „Kombinat“. Er wurde sofort verbessert. Ich spürte die Peinlichkeit, die in der Luft lag. – Der beschriebene Zustand, alte Einrichtungen wie diese Altenheime zu beseitigen und durch neue Häuser zu ersetzen, verdient m. E. die Bezeichnung „Bauwut“, als sollte alles, was irgendwie an die DDR erinnert, ausgemerzt werden. Die Schmach, über 40 Jahre in eine geschichtliche Sackgasse gelaufen zu sein, muß getilgt werden.

Supervisorische Arbeit am Leitungsprofil

Nachdem diese Gefühle mitgeteilt werden konnten, waren die Beziehungen untereinander und zu mir verändert. Die Arbeit ging leichter, offener, kontraktgemäß orientiert an den praktischen Leitungsfragen des Altenheimalltags zur Erarbeitung eines eigenen Leitungsprofils. Dazu ein Beispiel:

Frau B. ist die Leiterin eines kleinen Alten- und Pflegeheims. Sie erzählte eine Situation aus ihrer Berufspraxis, in der es ihr schwer fiel, sich als Leiterin gegenüber Mitarbeiter/innen durchzusetzen. Sie sah ihre Autorität schnell in Frage gestellt und war sich ihrer Durchsetzungsfähigkeiten unsicher. Die Mitglieder der Supervisionsgruppe verstanden im Verlauf des Beratungsprozesses, daß die Unsicherheit auch damit zu tun hatte, daß Frau B. eine Verwaltungsausbildung absolviert hatte und sie sich von daher den Pflegefachleuten in deren Metier unterlegen fühlte. Außerdem hatte sie keine klaren Vorstellungen davon, wie sie leiten

sollte oder wollte. Durch diese Unsicherheit in bezug auf eine Leitungsidentität fühlte sie sich auf die Kompetenz ihres Herkunftsberufs zurückgeworfen, was ihre Gehemmtheit verstärkte. Ihr fehlte die Fachlichkeit für Pflege. Sicher war sie sich darin, daß sie nicht autoritär wirken wollte. Auf Nachfrage fiel Frau B. ein, daß sie früher einen Vorgesetzten in einer anderen Institution hatte, der sich ihr gegenüber diktatorisch verhalten hatte, und dem sie sich bedingungslos anpassen mußte. Das hatte sie geprägt in ihrer Einstellung, so niemals handeln zu wollen. Im weiteren Verlauf dieser Supervisionssitzung sprachen wir auch darüber, daß sich diese Szene in der DDR abgespielt hatte, mit Arbeitsbedingungen unter hohem Anpassungsdruck. Das Gespräch verlief so, als würden mir die Gruppenteilnehmer/innen erzählen, wie es damals zugegangen war – sachlich, ohne ihre Gefühle mitzuteilen.

Bei ihrer Arbeit im Altenheim, in dem sie heute als Leiterin tätig ist, war „autoritäres Verhalten“ verpönt, aber es gab keine Alternativen bezüglich eines klaren Leitungsprofils. Dies wurde ihr schmerzlich bewußt, nachdem sie selbst Leiterin geworden war. Sie definierte sich als Erste unter Gleichen und wurde so auch von den Mitarbeiter/innen gesehen. Allmählich wurde ihr klar, daß sie sich mit dieser Haltung in ihrer Autorität selbst schwächte. Bei Konflikten manövrierte sie sich immer wieder in Situationen hinein, in denen sie gegen ihren Willen autoritär auftreten mußte, um zu Lösungen zu gelangen. Beim Träger ihrer Einrichtung, einer Kirchengemeinde, hatte sie keinerlei Verständnis oder Unterstützung für ihren Wunsch nach adäquaten Rollendifferenzierungen erfahren, was die Unsicherheit und Orientierungslosigkeit noch verstärkte.

Im Verlauf des Beratungsprozesses arbeitete sie weiter an ihrem Rollenprofil und dem anderer Rollenträger innerhalb der Einrichtung. Sie erzählte von einem Konflikt zwischen ihr und der Pflegedienstleiterin, der genau der geschilderten Situation entsprach. Wir versuchten, in einem Rollenspiel auszuprobieren, wie sie Forderungen rollengemäß stellen konnte, was ihr zunehmend gelang.

In der Folge wurden häufiger Praxisbeispiele besprochen, die sich mit Vertretern kirchlicher Institutionen als Arbeitgeber, Anstellungsträger, Fachberater oder Rechtsträger der Einrichtungen beschäftigten. Eine Supervisorin, Frau C., berichtete, ihr Vorgänger in der Rolle des Altenheimleiters sei nun Fachberater bei der zentralen Verbandsstelle. Es komme vor, daß Mitarbeiter/innen sich bei ihm über sie beschwerten und er diese Beschwerden entgegen nehme. Ein anderer Supervisor berichtete ein Beispiel, daß sein Vorgänger, der inzwischen eine hohe Stellung beim Trägerverband eingenommen hatte, manchmal „privat“ zu Besuch käme, um in der Küche einen Plausch mit dem Personal zu

halten. Später würde im Haus darüber gesprochen und die anderen Mitarbeiter/innen beschwerten sich, warum er nicht zu ihnen komme, um mit ihnen über ihre schwere Arbeit, die Personalnot und andere Mißstände zu sprechen.

Im Supervisionsprozeß arbeiteten wir daran, welchen Beitrag die Leiterin oder der Leiter jeweils leisten können, um im Gespräch die Situation aufzuklären, mit Verständnis dafür, daß es gut gemeint sein kann, wenn die Kirchenleitung ein offenes Ohr für die Probleme der Mitarbeiter/innen hat. Aber es ist notwendig, die eigene Rolle als Leiterin/Leiter zu definieren und im Gespräch zu vertreten und die Zustimmung des jeweiligen Trägervertreters zu fordern oder sich dieser zu versichern.

Die Unsicherheit rührte u. a. daher, daß es in der DDR klare Vorschriften darüber gegeben hatte, was als richtig und was als falsch zu gelten hatte. Die absolute Definitionsmacht der Staatspartei ermöglichte dieses Prinzip von Ausführungsbestimmungen, deren Einhaltung strengstens kontrolliert wurde. Das hatte verständlicherweise Anpassungsdruck zur Folge. Die Eigenständigkeit und Verantwortung der/s Einzelnen für ihr/sein Denken und Handeln war nicht gefragt, auch nicht das der Leiterin/des Leiters.

Der Prozeß in der Supervision bestand nun darin, sich über die eigenen Einstellungen, Erfahrungen, Wünsche und Vorstellungen in bezug auf Leitung auseinanderzusetzen, sich gegenseitig zu eigener Verantwortung zu ermuntern. Also weniger das negativ bewertete Verhalten der Vorgesetzten im Blick zu haben, sondern die Auswirkungen dieses Verhaltens auf das eigene zu reflektieren. Die Befürchtungen bewußt wahrnehmen, die sie auf Grund ihrer DDR-Geschichte hatten, um dann wieder handlungsfähiger zu werden.

Die Bearbeitung der geschilderten Praxissituationen im Hinblick auf das eigene Leitungsverhalten erwies sich als schwierig, weil es für die Entwicklung einer Leitungsidentität keine Modelle gibt. Es schwankte zwischen Leugnung der Rolle und striktem Durchsetzen der Vorschriften. Das schränkte die Möglichkeiten von (Ver)handlungsspielraum und die Gewinnung persönlicher Autorität durch Schaffung von Strukturen, Verhandlungsbereitschaft, Klarheit, Humor etc. ein. Andererseits erlebte ich eine hohe Bereitschaft, sich zu engagieren, selbst mit anzupacken – auch wenn es nicht zur Rolle paßte –, sich gegenseitig bei der Erledigung vorhandener Arbeit zu helfen, zu improvisieren, mit vorhandenen Gegebenheiten kreativ umzugehen.

Kirchliche Institutionen im Wandel

Die Rolle der von den Kirchen oder christlichen Verbänden getragenen Einrichtungen in der DDR verdienen in diesem Zusammenhang eine besondere Beachtung. Die Kirchen waren für DDR-Verhältnisse recht unabhängige Arbeitgeberinnen, teilweise pflegten sie eine Art friedliche Koexistenz mit staatlichen Organen. Wie diese in ihren Einzelheiten ausgesehen hatten, liegt für mich noch zu sehr im Dunkel der Geschichte, um es differenziert verstehen zu können. Die Kirchen vertraten aber selbstverständlich andere Ideale und Ziele, als die von Staatsseite formulierten. Sie führten nicht nur ein geduldetes, sondern mit Sicherheit auch ein bestens ausgespitztes Nischendasein. Dazu gehörte wahrscheinlich ein abgewogenes Austarieren zwischen Anpassungs- und Autonomiebestrebungen. Die Verästelungen dieses Prozesses sind mit einem undifferenzierten Täter/Opfer-Erklärungsschema nicht durchschaubar.

Wie mochten sich die einzelnen Kirchenmitglieder oder bei kirchlichen Institutionen arbeitenden Menschen in dieser Nische innerhalb des total kontrollierenden Staatsapparates gefühlt haben, was sie zum Engagement motiviert haben? Es ist anzunehmen, daß die Arbeit in einer kirchlichen Institution zu DDR-Zeiten als Alternative zum gleichmachenden Arbeitsplatz in staatlichen Betrieben als Privileg erlebt wurde, auf das frau/man stolz sein konnte. Es handelte sich wohl weniger um ein Individualitätsgefühl, sondern es ging um die Zugehörigkeit zu einer alternativen Gemeinschaft, die Schutz vor staatlichem Zugriff bot, und von deren Interessen und Zielen sich die Mitglieder geleitet fühlten. Die Umsetzung dieser Interessen wurden über Handlungsmaximen, moralische Forderungen und Normen zu praktizieren versucht. Ich weiß nicht, inwieweit die Arbeitnehmer/innen Benachteiligungen oder Repressalien in Kauf nehmen mußten, zu Dissidenten/innen wurden sie jedenfalls nicht. Viele in kirchlichen Einrichtungen engagierte Menschen fühlten sich möglicherweise in einer „guten Enklave“ im „bösen Staat“, was das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkte.

Das Nischendasein über Jahrzehnte bewirkte eine starke Einbindung. Untereinander solidarisch, konnte man sich gegen den übermächtigen Außenfeind (Staat) streng abgrenzen. Die tatsächlichen Abhängigkeiten oder Abhängigkeitsgefühle konnten verleugnet oder verdrängt werden.

Es ist anzunehmen, daß es den Menschen nach der Wiedervereinigung deshalb leichter fiel, sich über die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Institution mit der neuen Situation zu identifizieren, statt über die Zugehörigkeit zu einem Staat, der in jeglicher Beziehung gescheitert war. Als Kirchenmitglieder hatten sie sich – trotz Staatsgrenzen, trotz Mauer – nie-

mals getrennt gefühlt. Anders gesagt, es war nicht notwendig, eine libidinöse Besetzung aufzugeben, sie konnte sich sogar verstärken.

„Merken wir an, daß in diesen beiden künstlichen Massen jeder einzelne an den Führer (Christus, Feldherr), andererseits an die Massenindividuen libidinös gebunden ist. (...) als befänden wir uns auf dem richtigen Weg, der die Haupterscheinung der Massenpsychologie, die Unfreiheit des Einzelnen in der Masse, aufklären kann“ (Freud, 1921, S. 90).

Mit der Wiedervereinigung haben sich das Rollenbild kirchlicher Institutionen, ihre Projektionsfläche und die Übertragungsmöglichkeiten verändert. Im DDR-Staat gab es die Möglichkeit der Spaltung zwischen dem „bösen Staat“ und der „guten Kirche“. Dieses narzißtische Gleichgewicht ist durch das Ende des „bösen Staates“ aus den Fugen geraten. Kirchliche Institutionen sahen sich nun gezwungen, den Wandel von der Alternativ- und Solidaritätsinstitution zur Arbeitgeberin zu entwickeln. Dazu gehörten klare Aufgabenverteilung und Rollendifferenzierung, Management und strukturierte Verhandlungsspielräume. In den alten Bundesländern erlebe ich in Beratungsprozessen häufig die Projektionsmodelle „Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen“ vs „Amtskirche“. Auf die zweitgenannte werden alle negativ erlebten Erfahrungen projiziert, in der Regel geht es um Geld, Macht und Ämter.

Die Vergangenheit in der Gegenwart

Bei meiner Arbeit mit der Supervisionsgruppe blieb ich kontraktgemäß näher an den praktischen Leitungsfragen des Altenheimalltags, den damit verbundenen individuellen und institutionellen Problemen. Darüber hinaus war ich – und bin es noch – mit dem Phänomen ehemals zweier deutscher Staaten und den Folgen des mit Geschwindigkeit betriebenen Vereinigungsprozesses für die Menschen beschäftigt. Ich versuche zu begreifen, wie sie mit der „DDR in sich“ umgehen. Sie läßt sich nicht wie ein Gebäude renovieren oder abreißen. Muß sie zuerst mit dem Staub der Geschichte bedeckt werden, bevor sie, schon zerbröselnd, allmählich der Reflexion zugänglich gemacht werden kann? Ist es nicht (wie) eine Kränkung des Selbst, die erst betrauert und überwunden werden kann, wenn der Schmerz darüber ertragbarer geworden ist?

Darüber beschäftige ich mich einmal mehr mit der deutschen Unfähigkeit zu trauern. Hier geht es mir weniger darum, etwas zu bereuen und zu betrauern, schreckliche Dinge getan, zugelassen, nicht eingegriffen und verleugnet zu haben, sondern Ereignisse zu verdrängen, denen sich die

meisten Menschen als Opfer ausgesetzt sahen. Das Peinliche und Beschämende daran war die nahezu perfekte Möglichkeit staatlicher Organe der DDR, die Bürger bis in intime Situationen hinein ausspioniert zu haben. Entgegen der endlos abgespulten Propaganda wurde nichts unversucht gelassen, sie unmündig und unreif zu halten. Die Bürger der BRD galten der DDR-Propaganda als Abhängige vom Konsum, der Staat als Vasall der USA. Dieses echte oder vermeintliche Überlegenheitsgefühl aus Sicht der DDR gilt aus verschiedensten Gründen heute als überholt und unschicklich. Schwierigkeiten bei der Auseinandersetzung und der Verinnerlichung demokratischer Prozesse wurden in Ost und West getrennt voneinander auf sehr unterschiedliche Art und Weise erlebt. Die Vergegenwärtigung und der Austausch darüber helfen, den zurückliegenden Prozeß nicht zu verdrängen.

Mein Einfall greift zu kurz, daß der Zusammenbruch der DDR und die mit Eile betriebene Wiedervereinigung für viele Menschen eine Verdrängungsnotwendigkeit schufen, indem sie mit der Verarbeitung der neuen Situation überfordert waren. Zu leicht erscheint mir der Schritt zum arroganten Überlegenheitsgefühl des Westlers, der seine Lektion in Sachen Demokratie gelernt hat. Es fehlt die Einsicht, daß die Konsumgewöhnung den Preis der Initiierung demokratischer Prozesse in die Höhe treibt. Viele Menschen hatten nicht die Gelegenheit, in Leipzig oder anderen Städten zu demonstrieren oder konnten sich mit diesem Weg, Demokratisierungsprozesse zu initiieren bzw. für die Freiheit zu kämpfen, nicht identifizieren.

Die Reflexion traumatischer Situationen der DDR-Vergangenheit vor den Augen der westlichen Nachbarn stellt sich als eine besonders schwierige Aufgabe dar. Einfacher scheint es, Ereignisse, die das Ich-Ideal ins Wanken bringen, für eine bestimmte Zeit zu „vergessen“, verleugnen oder innerlich ungeschehen zu machen, um sich in der Gegenwart zu rechtzufinden und Zukunft zu planen.

Dazu fällt mir ein Beispiel aus der Geschichte der USA, der Vietnamkrieg und seine öffentliche Verarbeitung, ein. Filme, die sich in reflektierender Weise mit diesem Krieg und seinen Folgen am Beispiel von Einzelschicksalen beschäftigten, konnten frühestens 10 Jahre nach den für die Amerikaner so traumatischen Ereignissen gedreht werden. Erst der zeitliche Abstand und eine innere Distanz ermöglichten eine Auseinandersetzung, ohne zu heroisieren oder zu beschönigen. Als der Golfkrieg gewonnen war, wurde von amerikanischer Seite sofort ein bezug zum Vietnamkrieg in der Weise hergestellt, als sei nun eine Schmach genommen, ein nationales Selbstbewußtsein wieder hergestellt. Die narzißtische Wun-

de schien geschlossen, das gefährdete narzißtische Gleichgewicht wieder hergestellt.

In ähnlicher Weise konnten im vereinigten Deutschland nationale narzißtische Größenphantasien neu belebt werden.

Im weiteren Zusammenhang war es mir wichtig, diesen Wiedervereinigungsprozeß und seine Folgen differenzierter zu verstehen.

Bei der Auseinandersetzung mit Literatur über die Beschreibung und Deutung des Wiedervereinigungsprozesses stieß ich in einem Aufsatz von M. Zeul/J. Gimbernat auf einige mir wichtige Zusammenhänge. Zwar haben sich die Deutschen in Ost und West wiedervereinigt, aber die BRD hat die DDR auf diesem Wege praktisch annektiert (vgl. Zeul/Gimbernat 1992, S. 467), weil die Regierung sich bei diesem Verfahren auf den Artikel 23 des Grundgesetzes berief statt auf den Artikel 146, der eine Volksbefragung eröffnet und auf eine neue Verfassung gezielt hätte. In diesem mit rasanter Schnelligkeit durchgeführten Prozeß wurde die Souveränität des DDR-Staates aufgehoben, d. h. die bundesdeutschen Gesetze mußten ratifiziert werden. Sinnvolle Einrichtungen und Rechtsgrundlagen der DDR brauchten nicht übernommen zu werden. Was bedeutete dies für das Selbstwertgefühl der ehemaligen DDR-Bürger, was für das der Bürger der BRD? Nun konnte man sich auf die selben brüderlichen und schwesterlichen Rechte berufen, aber die Beiträge dazu waren sehr unterschiedlicher Natur: Die einen hatten sie entwickelt und jahrzehntelange Erfahrungen mit ihnen. Den anderen blieb ausschließlich die Anpassung. Wie und welcher Wechsel an Identifikationen hat stattgefunden?

In demselben Aufsatz beschäftigen sich die Autoren auch mit der Nachkriegssituation. Sich beziehend auf die Zeitdiagnose von A. und M. Mitscherlich von der deutschen Unfähigkeit zu trauern und auf die narzißtischtheoretischen Erwägungen H. Kohuts, ergibt sich folgendes Bild:

„Da sich das Selbstwertgefühl der Deutschen über ihre Beziehung zum Selbst-Objekt Hitler und den damit verbundenen Phantasien von nationaler Größe und Einmaligkeit definiert hatte, drohte nach der Zerschlagung der Nazi-Herrschaft eine totale kollektive Selbstentwertung. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Besetzung des Geldes als eines neuen Selbst-Objektes dazu diente, eine narzißtische Dekompensation zu verhindern. Um nun aber die nationalsozialistischen Ideale vor Entwertung zu schützen, wurde regressiv das Größen-Selbst wieder besetzt und von den Über-Ich und Ich-Zielen und -Inhalten abgespalten. Auf diese Weise konnte es im Verborgenen ungezähmt und archaisch weiterexistieren. Die Spaltung, die den Rückzug des Größen-Selbst ermöglichte, diente aber nicht nur zur Aufrechterhaltung des narzißtischen Gleichgewichts, sie ersparte den Deutschen auch, Schuld und Scham über ihre Vergangenheit zu empfinden“ (Zeul/Gimbernat 1993, S. 472).

Die DDR-Regierung definierte sich antifaschistisch und betrachtete die BRD als den Nachfolgestaat der Nazidiktatur, dem somit die Verantwortung und Bearbeitung der Schreckensherrschaft zufiel. Welches neue Selbst-Objekt diente im Osten an Stelle des Geldes für eine neue Besetzung bei gleichem seelischen Untergrund? (vgl. hierzu Moser 1993) Diese Rolle konnte vermutlich nur dem sozialistischen Staat zufallen. Es entstand eine libidinöse Bindung der Massenindividuen aneinander (Staat, Kollektiv) und an das sozialistische Ideal, welches das Selbst-Objekt des Führers ersetzte. „Eine solche primäre Masse ist eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle des Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben“ (Freud 1921, S. 108).

Natürlich identifizierten sich nicht alle Bürger der DDR auf solche Art und Weise mit dem Staat oder staatlichen Organen. Es gab Identifikationsnischen, z. B. konnten Menschen sich in kirchlichen Gremien oder Einrichtungen heimisch fühlen, worauf ich bereits hingewiesen habe.

Als der DDR-Staat zu zerbröckeln begann, wurde diese Chance von Gruppen genutzt, die für Selbstbestimmung und Demokratie in ihrem Lande kämpften. Die Ereignisse überschlugen sich. Das Ziel „demokratische DDR“ konnte nicht umgesetzt werden. Nach Öffnung der Mauer ergab sich eine zu verlockende Situation, die narzißtische Wunde zu schließen und zum alten, falschen, deutschen Größen-Selbst zurückzukehren, in welchem sich Deutsche in Ost und West einig sein konnten. Die Bürger der Neuen Bundesländer wählten in der überwiegenden Mehrheit nicht das, was sie den Menschen der Alten Bundesländer voraus hatten, nämlich die selbst erkämpfte Demokratie, welche im Westen durch die Amerikaner eingeführt und nicht gewählt worden war, sondern sie entschieden sich für die Aussicht auf Wohlstand, das Geld, also das Selbst-Objekt, das den deutschen „Wiederaufbau“ bewirkt hatte. Eine Wiedervereinigung in den Formen der Abwehr?

Damit komme ich noch einmal auf die Frage der Wiederkehr des Verdrängten zurück. Nicht das Verdrängte als solches wird (vor)bewußt, sondern nur das Symptom oder die Übertragungsszenierung passieren den inneren Wächter der Zensur (vgl. Freud 1916/17, S. 293). Das derzeitige soziale und politische Klima scheint mir weniger vom Schweigen geprägt, wie noch eine Generation vorher, sondern von den unterschiedlichsten Formen der Symptombildung, welche die Chance der Bearbeitung wie die Gefahr des blinden Agierens zuläßt. Ich habe den Eindruck, ein Teil der Deutschen hat sich noch nie so intensiv mit der Bearbeitung dieser Epoche der deutschen Geschichte befaßt, gleichzeitig treten Faschismus und Rassismus bei einem anderen Teil offen zutage.

Zusammenfassend möchte ich bemerken, daß die mit Geschwindigkeit betriebene Wiedervereinigung das Klarwerden von Standpunkten verhindert hat. Die Bearbeitung stellt sich als Prozeß heraus, der besondere Geduld und Sensibilität erfordert, damit die Gegenwart nicht noch einmal die Vergangenheit überlagert und sie damit einer kritischen Reflexion entzieht.

Ergebnisse der Supervision

In der Supervisionsgruppe stellte ich zunehmend fest, daß die Teilnehmer/innen sich bei ihrer täglichen Arbeit häufiger in ihrer Leitungsrolle zeigten, durch Erfolge mehr Rollensicherheit und Selbstbewußtsein erlangten. Ihre Haltung war nicht mehr nur durch Vorschriften und Normen geprägt, sondern sie versuchten, sich in ihre Mitarbeiter/innen einzufühlen, Verantwortung zu übernehmen und situativ zu handeln. Nach wie vor fiel es ihnen zum Teil schwer, bei Auseinandersetzungen und Konflikten in der Leitungsrolle zu bleiben, die Einsamkeit zu ertragen. Aber sie wußten um die Schwierigkeiten und konnten sich in der Supervisionsgruppe, da die Einsamkeit dort aufgehoben war, austauschen und beraten. Die neue Sicherheit ermöglichte eine kritische Haltung gegenüber den eigenen Vorgesetzten, Trägervertreter/innen. Die Bearbeitung diverser Autoritätskonflikte und die Einschätzung realer Abhängigkeiten wurde zunehmend möglich.

Meine Rolle änderte sich von einem zur Sicherheit anleitenden zu einem für kritische Auseinandersetzungen zur Verfügung stehenden Supervisor. Diese Möglichkeit wurde zunehmend genutzt. Am Anfang hatte ich Skepsis erlebt gegenüber der Methode Supervision sowie Mißtrauen, was meine Rolle als Berater und Leiter des Settings beinhaltete. Beratung bedeutete in der DDR eine Kompromißbildung mit dem System zu bewerkstelligen, und häufig waren diverse Formen von Beratung mit Stasi-Tätigkeit verbunden. In diesem Zusammenhang hatte ich einen Vertrauensvorschuß, weil ich aus dem Westen kam. Für eine unaufgeklärte Stasi-Vergangenheit kam ich nicht in Frage. Suspekt mag gewirkt haben, daß ich nicht für eine Institution tätig bin, sondern in freier Praxis arbeite. Für die Anpassungsbereitschaft mußte dies anfangs verunsichernd gewirkt haben.

Die Beziehungen in der Gruppe konnten angstfreier gestaltet und die Offenheit größer werden. Im Laufe des Prozesses waren kontrovers geführte Auseinandersetzungen und Beziehungsklärungen möglich. Feedbacks wurden häufig eingefordert.

Was mich motiviert hat, diesen weiten Weg auf mich zu nehmen, war das Gefühl, daß sich etwas von der oben beschriebenen Arbeitshaltung in der Supervision widerspiegelte. Bildlich gesprochen: Wir haben die Ärmel aufgekrempt und uns an die Arbeit gemacht.

Wenn ich am Nachmittag nach getaner Arbeit durch X. fuhr, zeigte sich mir ein anderes Bild der Stadt als zu Anfang meiner Supervisionstätigkeit. Sie glich einer einzigen Baustelle, überall tiefe Löcher in der Erde, Fahrzeuge pflügten den Boden um, ein Meer von Kränen bestimmte das Blickfeld, verdeckte die Sicht auf historische Bauwerke. An Stellen, wo die Bauarbeiten abgeschlossen waren, fanden sich die üblichen Fußgängerzonen mit dem gewohnten Pflaster, gläserne Hochhäuser oder entkernte Altbauten mit glattrenovierten Fassaden. Die Trabis im Straßenverkehr waren inzwischen die Ausnahme. Auch die alten Häuser mit vernagelten Fenstern und Türen und die verwilderten Gärten waren fast vollständig von der Bildfläche verschwunden. Die wenigen Ausnahmen, die noch an graue DDR-Zeiten erinnerten, trugen bereits ein Hinweisschild zur baldigen Beseitigung oder Renovierung.

Anschrift des Verf.: Robert Maxeiner, Fritz-Reuter-Str. 17, 60320 Frankfurt

Literatur

- Freud, S. (1916/17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Studienausgabe Bd. 1 Frankfurt 1969 (S. Fischer).
 Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: S. A. Bd. 9.
 Kohut, H. (1971): Narzißmus. Frankfurt 1973 (Suhrkamp).
 Lévi-Strauss, C. (1955): Traurigen Tropen, Frankfurt 1987 (Suhrkamp).
 Moser, T. (1993): Politik und seelischer Untergrund, Frankfurt (Suhrkamp).
 Zeul, M. und Gimbernat, J.A. (1993): Bemerkungen zur deutschen Wiedervereinigung. In: PSYCHE 47. Jg., Nr. 5, 1993.

Renate Hartke und Martin Johnsson

Supervision in den Neuen Bundesländern. Die Suche nach Verstehenszugängen

Reflexion einer Kolloquiumsarbeit

Zusammenfassung: In diesem Beitrag schreiben die Autoren über ihre Auseinandersetzung mit diesem Thema. Es handelt sich um die Reflexion einer Kolloquiumsarbeit. An Hand eines konkreten Fallbeispiels wird die Suche nach Verstehenszugängen mit verschiedenen Mitteln aufgezeigt. An den Schluß stellen die Autoren ihre Standpunkte als Anregung zu einer Diskussion.

Vorweg wollen wir darauf hinweisen, daß diese Reflexion nicht alle Aspekte, Meinungen, Auseinandersetzungen und Prozesse innerhalb der Studiengruppe wiedergeben kann, die die Kolloquiumsarbeit erstellt und zum Abschluß des siebten Supervisorenkurses des FIS präsentiert hat.

Themensuche und Auseinandersetzung mit einer „anstößigen“ Konfrontation

Unsere Themensuche war bewußten wie unbewußten Einflüssen ausgesetzt. Sie war sowohl die Auseinandersetzung mit dem Thema, als auch die Auseinandersetzung in und mit der besonderen Dynamik der Institution Supervisorenkurs. Wie vermutlich viele Studiengruppen, war auch unsere eine sensible Arbeitsgemeinschaft, deren Mitglieder, solange es möglich war, die Rollenklärung unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Schwächen und Stärken vermied. Bei unserer Studiengruppe wird dieser Stellenwert besonders groß gewesen sein, firmierten wir doch als die „Übriggebliebenen“ des Gruppenfindungsprozesses, was ein großes Kränkungspotential barg.

Die Autorin hatte als Berliner in diesem Prozeß eine besondere Außenseiterposition. Ihr Wohnort schien für die erforderlichen Gruppentreffen zu weit entfernt und das erschwerte es ihr, einen Platz zu finden. Wohl auch aus diesem Grund war es wichtig, mit dem Thema, „Supervision in den Neuen Bundesländern“, Platz zu haben.

Die Auseinandersetzungen mit der Wende war in ihrem Alltag als Berliner und Supervisorin einer Ostberliner Gruppe immer wieder hautnah Thema, auch ein wichtiger Grund, der Studiengruppe das scheinbar

Weitentfernte nahe zu bringen. So war ein bewußtes Kriterium natürlich das „Besondere“ an diesem Thema, was es schnell in der Studiengruppe konsensfähig machte. Trotzdem schien es uns brav genug, um damit zu vermeiden, einen allzu exponierten Standpunkt zu beziehen und öffentlich vertreten zu müssen.

Durch die Festlegung, an einem konkreten Fallbeispiel zu beschreiben, wie Supervision in den Neuen Bundesländern gehen kann, schien das sensible Gleichgewicht der Studiengruppe gewahrt, die Gefahr gering, daß die „Übriggebliebenen“ sich um ihre Arbeitsfähigkeit brachten.

Ein unbewußtes Kriterium vermuten wir rückblickend in einer gewissen „Affinität“ der Gruppen: die Studiengruppe der „Übriggebliebenen“ befaßte sich mit der Supervisionsgruppe der „Abgewickelten“. In beiden Gruppen spielte die Verarbeitung einer Kränkung – möglicherweise weniger wert zu sein – eine Rolle. Eine unerwartete Veränderung des Themas wurde durch die Besprechung der Lerndiagnose für diese Gruppensupervision ausgelöst. Die Kursleitung konfrontierte die Autorin mit der Hypothese, daß zumindest mit dieser Gruppe auf Grund der doppelten Identitätskrise, Wende und Arbeitslosigkeit (die Supervisorinnen und Supervisanden waren nach vorheriger Arbeitslosigkeit innerhalb eines ABM-Programmes als FamilienhelferInnen tätig) Supervision nicht möglich sei. Die SupervisorInnen könnten deshalb die erforderliche berufliche Selbstreflexion nicht zulassen.

Die Hypothese lautete, daß die Ambivalenz der SupervisorInnen zwischen dem Wunsch nach der nährenden Mutter, also von der Supervisorin versorgt zu werden, und dem Haß auf die Frau aus dem Westen, die zeigen will, wo es lang geht, äußerste Vorsicht gebiete. Diese Situation sei mit der kleiner Kinder vergleichbar, die von der Mutter versorgt werden müssen und wollen und die Phantasie entwickeln, ihr Haß könne die Mutter zerstören.

Diese Hypothese erschreckte uns zunächst. Die Möglichkeit von Supervision in den Neuen Bundesländern hatten wir nicht in Frage gestellt. Diese Konfrontation war aber auch „anstößig“, denn sie hat zu dynamischen Bewegungen geführt. Unser Thema veränderte sich zwangsläufig zu der Frage, ob Supervision zum jetzigen Zeitpunkt in den Neuen Bundesländern überhaupt möglich sei? Unsere Arbeit wurde ein Suchprozeß nach Verstehenszugängen. Denn nur durch die Suche nach Verstehenszugängen schien es uns möglich, eine Antwort auf die Frage zu finden. Zudem hieß es für die Supervisorin, in der Lehrsupervision einen eigenen Standpunkt zu dieser Hypothese zu entwickeln, von dem abhing, ob diese Supervisionsgruppe als Ausbildungsgruppe anerkannt wurde.

Diese Konstellation übte einen erheblichen Leistungsdruck aus, eine gut begründete Antwort auf die Frage zu finden, möglicherweise eine Gegenposition zur Kursleitung zu beziehen. Andererseits lag ein besonderer Reiz in dieser Konstellation. Die brave Formulierung unseres Ausgangsthemas, auf Sicherheit bedacht, war hinfällig und mußte ersetzt werden durch die provokative Frage, ob Supervision zum jetzigen Zeitpunkt in den Neuen Bundesländern möglich sei? Die Beantwortung der Frage war und machte unsicher. Die Konstellation läßt sich als Kollusion der Unsicherheit der Studiengruppe mit der Not der Supervisorin umschreiben, diese Supervision im Ausbildungszusammenhang anerkannt zu bekommen.

Der im folgenden beschriebene Prozeß der Annäherung ist unsere Suche nach einer Antwort, zuerst vielmehr die nach Verstehenszugängen, unsere persönliche Erfahrung mit dem Thema in einem konkreten Kontext. In unseren Auseinandersetzungen, wie wir diesen Artikel gestalten, ist deutlich geworden, daß unser subjektives Erleben unterschiedlich war. Das betrifft nicht nur die rückblickende Betrachtung der Arbeit unserer Studiengruppe, sondern auch den Artikel selbst. Die Unterschiedlichkeit bewirkte die Bewegung in der Suche nach Verstehenszugängen, die uns rückblickend fast zielgerichtet erscheint. Um das deutlich werden zu lassen, haben wir uns entschieden, unseren Dialog im nachfolgenden Abschnitt darzustellen.

Unsere Mittel der Annäherung und ihre Auswirkungen auf den Supervisionsprozeß

Renate Hartke: Mir fällt es schwer, die Auswirkungen auf den Supervisionsprozeß, die es natürlich gegeben hat, dem einen oder dem anderen Mittel zuzuordnen. Zumindest gab es zwei unterschiedliche Erfahrungs- und Entwicklungsprozesse meiner Person, die diesen Supervisionsprozeß begleiteten und beeinflussten wie zwei Schienenstränge, die nebeneinander, parallel verlaufen.

Auf der einen Seite gab es für mich die Auseinandersetzung mit der Hypothese unseres Kursleiters und damit seiner Person. Ich hatte das Gefühl, diese Hypothese auch nur gedanklich zuzulassen oder zu überprüfen, käme einem Verrat an meiner Supervisionsgruppe gleich, als stecke in dieser Hypothese eine zusätzliche Entwertung. Ich glaubte ihm das Gegenteil beweisen zu müssen und wollte ihm zeigen, daß es geht. Wenn ich in Westberliner SupervisorInnenkreisen von dieser Hypothese berichtete, um darüber zu diskutieren, begegneten mir zum Teil heftige

Reaktionen, die die Hypothese in Frage stellten. Dann versuchte ich sie mit fachlichen Argumenten zu vertreten und erklärte, daß darin keineswegs eine persönliche Entwertung meiner Supervisionsgruppe oder der Menschen in den Neuen Bundesländern zu sehen sei.

Die zweite Seite der Auseinandersetzung meiner Person mit diesem Thema ergab sich durch das kritische Ansehen und Gegenüberstellen, Infragestellen vieler bis dahin so selbstverständlicher Gegebenheiten. Es geschah durch menschliche Beziehungen, entsprechende Feldforschung, Literatur, die Auseinandersetzung in Lehrsupervision, Balintgruppe und Anregung und Diskussion in der Studiengruppe. Ich will das später an einigen Beispielen verdeutlichen.

Martin Johnsson: Die uns gemeinsame Grundlage, von der aus wir uns auf die Suche nach einer Antwort machen wollten, war das FIS-Konzept. Die Frage war in unserem Zusammenhang: „Ist für uns zum jetzigen Zeitpunkt in den Neuen Bundesländern Supervision möglich?“ Besonders wichtig für mich, daß die „drei Säulen“ des Konzeptes gleichsam Richtschnur unserer Arbeit waren. Mir fällt dazu eine Passage aus dem Editorial von Forum Supervision ein: „angewandte Psychoanalyse, angewandte Gruppendynamik und angewandte Institutionsanalyse. Die theoretische Komplexität der Psychoanalyse, der Sozialpsychologie der Gruppe und der Soziologie der Institutionen zwingt zu methodologischen Brüchen und Fragmenten“ (Leuschner, G. und Wittenberger, G. 1993, S. 2). Und die von uns ausgewählten Mittel spiegeln diese Brüche und sind Fragmente.

Renate Hartke: Im Zusammenhang mit dem FIS-Konzept stellten wir uns die Frage: „Gab es in der DDR bereits Supervision und wenn ja, auf welcher konzeptionellen Grundlage?“

Als ich mich mit einer erfahrenen Supervisorin in Potsdam traf, lernte ich ein solches Konzept kennen. Eine gruppenspezifische und analytisch orientierte Ausrichtung bildeten die Grundlagen dieses Konzeptes. Ich erfuhr, daß zu DDR-Zeiten, zumindest innerhalb der Kirche Fortbildungen und Selbsterfahrungsmöglichkeiten geduldet wurden. Neben dieser völlig unerwarteten Erkenntnis war es für mich wichtig zu erfahren, daß diese Supervisorin keineswegs empört reagierte, als ich sie mit der Hypothese konfrontierte. Sie reagierte eher nachdenklich und meinte: „Ja, das kann schon sein, aber Supervision bedeutet doch nicht nur Selbstreflexion, sondern sollte auch Unterstützung und Ermutigung beinhalten.“ Ihre nachdenkliche Reaktion bewirkte bei mir das Aufheben einer gedanklichen und inneren Sperre. Wenn sie so ruhig über diese Hypothese nach-

denken konnte, dann mußte ich mich nicht mehr als Verräterin oder „Besser-Wessi“ fühlen, wenn ich dies auch tat. Ich konnte von da an ruhiger und gelassener mit dieser Hypothese umgehen und mir die Frage stellen, ob das, was ich da machte, denn nun Supervision (nach FIS-Konzept) ist, oder ist es vielleicht nur Praxisberatung?

Martin Johnsson: Halt mal, Renate. An dieser Stelle finde ich es wichtig, die Supervisionsgruppe vorzustellen und eine exemplarische Szene zu beschreiben.

Renate Hartke: Lara*, 33 Jahre alt und geschieden, hat eine 14jährige Tochter. Sie war früher Krippenerzieherin und hat dann Ökonomie-Ing. studiert. Zuletzt hat sie in diesem Beruf bei einer Versicherung gearbeitet, die dann *abgewickelt* wurde. Sie sehnt sich nach dieser Tätigkeit jedoch nicht zurück, da ihr die Arbeit mit Menschen sehr liegt.

Michael*, 39 Jahre, war bisher in einem technischen Beruf beim Rundfunk tätig. Der Sender wurde *abgewickelt*, so daß er arbeitslos wurde. Er hat Kontakte zum Film und spielt dort in kleinen Nebenrollen mit. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er lebt jedoch getrennt und seine Frau will jetzt die Scheidung, aber das ist überhaupt kein Problem für ihn, auch mit seinen Kindern ist das alles gut geregelt. Er ist an esoterischen Dingen sehr interessiert und macht auch Reiki-Arbeit.

Rita*, Mitte 40, verheiratet, zwei Kinder. Sie war Lehrmeisterin in der Metallbranche, bis sie arbeitslos wurde. Auch ihr Betrieb wurde *abgewickelt*. Rita gibt sich zurückhaltend, still, freundlich und bescheiden.

Maria*, 22 Jahre alt, keine Kinder. Sie ist Kindergärtnerin, hat zwei Jahre in Leipzig gearbeitet und ein Jahr in Ostberlin. Sie wurde dann arbeitslos, da der Kindergarten im Zusammenhang mit der Wende *geschlossen* wurde.

Ute*, 46 Jahre alt, ist verheiratet und hat zwei Kinder, die schon erwachsen sind und nicht mehr zu Hause leben. Sie bezeichnet sich selbst als „Konsumkind“, da sie im Konsum gelernt hat und es dann bis zum Lehrlingsausbilder brachte. Sie war direkt vor Ort in den Kaufhallen oder als Berufsschullehrerin tätig, bis auch ihre Stelle *abgewickelt* wurde. Sie wirkt mütterlich, resolut und tatkräftig.

Alle SupervisandInnen leben in einer Ostberliner Trabantenstadt, in der sie im Rahmen einer ABM-Maßnahme als FamilienhelferInnen eingesetzt sind. Die von ihnen betreuten Familien leben von Sozialhilfe und mit der vorhandenen Problematik in den Familien, – zwanghafte Sauberkeit, Alkoholismus, sexueller Mißbrauch der Kinder, Verwahrlosung mit ständigem Befall von Kopfläusen usw. – fühlen sie sich überfordert und alleingelassen. Von der Supervision erhoffen sie sich Unterstützung. Frau

Martens* ist die Sozialarbeiterin, die für den Einsatz der FamilienhelferInnen im Jugendamt zuständig ist. Frau Martens* entscheidet auch, wer als SupervisorIn tätig wird.*

Darstellung einer Szene, 4. Supervisionssitzung

Ich fordere die Gruppe zu einer Anfangsrunde auf und frage nach Resten aus der letzten Sitzung: Längeres Schweigen folgt. Michael beginnt und erklärt, daß sie mit den letzten Sitzungen sehr unzufrieden seien. Das habe ihnen alles nichts gebracht. Ich bin innerlich etwas erstarrt und spüre weder Wut, noch Ärger, noch Kränkung und fordere ihn auf, für sich zu sprechen und nicht für die ganze Gruppe. Er sei ja auch der einzige, der schon SV-Erfahrungen hatte; frage noch einmal, warum er gewechselt hat und was in der anderen Gruppe anders oder besser war. Er habe wegen der Gruppe gewechselt. Er wollte kein Außenseiter sein. Er weist darauf hin, daß sie über ihre Unzufriedenheit bereits mit Fr. Martens gesprochen hätten, denn sie wären ja nicht Leute, die mit ihrer Meinung hinterm Berg halten. Aber Fr. Martens meinte, das müßten sie mit mir klären.

Rita fährt fort: also sie habe gedacht, hier bekomme sie Ratschläge und konkret gesagt, was sie mit den Familien machen solle und nun würde ich sie fragen, wie es ihr geht, oder wie sie sich fühle. Dabei habe ich nach meinem Empfinden viel zuwenig danach gefragt. Das sei ihr alles sehr fremd, da wisse sie überhaupt nicht, was sie da sagen solle.

Ute fährt fort, sie stört es besonders, daß ich soviel unterbrechen würde. Auf meine Frage, ob ihr ein Beispiel einfällt, verweist sie auf die Situation, als sie die Familie mit den Läusen vorstellen wollte und ich sie gleich unterbrochen hätte. Ich begründe dies noch einmal, Rita hätte sie aufgefordert und ich sei mir nicht sicher gewesen, ob sie wirklich arbeiten wollte. Da würde ich sie aber schlecht kennen, wenn sie etwas nicht wolle, dann sage sie es auch. Ich bestätige ihr, daß ich sie noch ganz schlecht kenne und gerade deshalb müßte ich unterbrechen und nachfragen. Ich erkläre weiter, warum ich soviel nachfragen mußte (von meinem Gefühl her mache ich es viel zuwenig) und verweise noch einmal auf die von mir betreuten obdachlosen Familien. Ute äußert, über ihre Gefühle brauche sie hier nicht zu reden, es ginge ihr gut.

Maria hakt ein, „ja, wenn es dir gut geht, ich hatte so eine Wut auf meine Familie ...“. Ich sage, daß ich sehr versucht sei, gleich auf ihre

* Alle Namen wurden von mir geändert.

Wut mit dieser Familie einzugehen, aber ich würde schon gern erst die Frage der Unzufriedenheit zu Ende klären. Ob sie sich denn auch überlegt hätten, aufzuhören.

Lara antwortet auf diese Frage, nein, sie wollten es ja erst mit mir besprechen, wie es denn nun mit mir sei, ob ich jetzt noch mit ihnen arbeiten wolle. Ich erkläre ihnen, daß ich gerne mit ihnen weiterarbeiten wolle. Sie dürften mich auch kritisieren. Sie seien sehr lebendig und das gefalle mir. Es ginge nur immer alles sehr schnell, aber auch dafür hätte ich Verständnis. Sie hätten keine Kollegen, mit denen sie sich austauschen könnten, da sei das Mitteilungsbedürfnis sehr groß. Aber sie seien auch untereinander so schnell, würden sich nicht ausreden lassen und wüßten immer schnell, wo die Ursache liegt – ich wüßte das nicht so schnell. Ich wüßte zwar noch nicht, was anders werden muß oder kann, aber ob wir es weiter probieren wollten.

Allgemeines Kopfnicken.

Michael schlägt mit Blick auf Rita vor, daß ich vielleicht auch mal die eine oder andere Nuß knacken müßte, um an die Gefühle heranzukommen. Nüsse knacken wolle ich hier nicht, äußere ich, sondern das aufgreifen, was da ist. Maria habe gesagt, sie habe Wut. Maria und auch Rita sprechen ausführlich über ihre Familien. Mit Zufriedenheit stelle ich fest, daß die Gruppe dabei insgesamt viel ruhiger war. Bis auf einen, der zu ruhig war. Michael ist, als Rita über die Situation in ihrer Familie sprach, fast eingeschlafen. Der Kopf fiel schon etwas vornüber. Ich war ziemlich empört und habe ihn barsch aufgerufen, was ihn verlegen machte. Erschrocken über meine Aggressivität, habe ich ihn zum Schluß freundlich gefragt, warum er denn so müde sei. Er berichtete daraufhin, daß er am Wochenende an einem „Feuerlaufseminar“ teilgenommen hätte und wenig Schlaf hatte. Nein, berichtete er auf Nachfragen, er sei nicht über das Feuer gelaufen, er hätte zuviel Angst. Aber es sei etwas tolles, sonst würde es ja nicht 380 Mark kosten.

Ich war wieder einmal sprachlos.

Martin Johnsson: Jetzt wissen wir schon etwas über die SupervisorInnen, aber viel mehr wissen wir noch nicht. Dafür tun sich mir Ahnungen und Vermutungen auf, die es zu überprüfen gilt. Zum Beispiel wußte ich nicht viel über die Ostberliner Trabantenstadt, wo die SupervisorInnen leben und arbeiten.

Um uns als Studiengruppe einer Vorstellung anzunähern, machten wir uns auf die Reise von Berlin-Zehlendorf mit der S- und U-Bahn quer durch Berlin in den äußersten Osten. Ich wollte selber sehen, wie es da aussieht und ob Veränderungen durch die Wende sichtbar waren. Ich

fühlte mich sehr fremd. Da war wieder die Erinnerung an frühere Besuche in der DDR und in Ostberlin, die bei mir damals, wie in diesem Moment, eine Mischung aus neugieriger Betrachtung, Befremdung und Mitleid hervorriefen. Ich war einerseits fasziniert und fühlte mich angezogen von dem, was ich „DDR-typische“ Ausstrahlung nennen möchte. Gleichzeitig fühlte ich mich abgestoßen von der kalten Tristesse. Meine alten Vorbehalte und Abneigung der DDR gegenüber als unterdrückender Apparat und armseliger, unfreier Staat waren sofort wieder lebendig. Dieses Gefühl war so intensiv, als hätte ich tatsächlich die DDR besucht und wäre nicht lediglich mit der S-Bahn in einen Bezirk im Osten Berlins gefahren. Hatte sich seit der Wende so wenig für mich verändert?

Diese tatsächliche Begegnung machte meine emotionale Anbindung an das Thema möglich. Wir versetzten uns in die Lage, uns einzufühlen, indem wir unsere Eindrücke wirken ließen, sie miteinander austauschten und uns darüber auseinandersetzten.

Diese Mittel der Reise, der tatsächlichen Annäherung erwies sich deshalb als wichtig und wegweisend für mich.

Renate Hartke: Das Ausmaß der Fremdheitsgefühle, die einige von uns entwickelten, betrachtete ich mit Staunen. Bei den Fotos, die wir machten, entdeckten wir eine Tafel, aus der hervorging, daß die Architekten, die diese in unseren Augen so häßliche Beton-Plattensiedlung entworfen und gebaut hatten, in einem entsprechenden Wettbewerb einen Preis erhalten hatten – so mußte es doch auch etwas Besonderes sein, darin zu wohnen – zu DDR-Zeiten. Unsere Erwartungshaltung, daß es in dieser Neubausiedlung wie in westlichen Trabantenstädten einen hohen Anteil an Sozialhilfeempfängern, Arbeitslosen und Unterschichtsfamilien mit niedrigem Bildungsniveau geben wird, erwies sich als Irrtum.

Martin Johnsson: Ein Mittel zur Überprüfung war das Zusammentragen von soziologischen und statistischen Fakten.

Renate Hartke: Aus der Berliner Statistik und aus Zeitungsartikeln entnahm ich, die Sozialstruktur ist ausgesprochen günstig. Die Bevölkerung ist überdurchschnittlich jung und gut ausgebildet. Jeder zweite Bewohner hat Abitur, Fach- oder Hochschulbildung. Die Arbeitslosenquote ist gering und der Ausländeranteil extrem niedrig. Für uns hieß es, diesen Stadtteil und seine Bewohner mit anderen Augen zu sehen. Als Auswirkung auf den SV-Prozeß wurde mir klar, daß die betreuten verwahrlosten Familien Einzelfälle, eine Randerscheinung in diesem Bezirk darstellten. Ich verstand besser, warum die FamilienhelferInnen, die in dem gleichen

Bezirk wohnten, sich schämten, wenn sie mit diesen „verwahrlosten, unerzogenen“ Kindern unterwegs waren. Gemeinsam beschäftigte die SupervisorInnen und mich die Frage, wie konnte es dazu kommen, daß in einigen Familien nach der Wende Werte wie Pflichtbewußtsein und Disziplin verloren gingen. Gab es solche Familien zu DDR-Zeiten gar nicht und wenn, was geschah mit ihnen? Es entwickelte sich so etwas wie ein gemeinsamer Suchprozeß. Wie es ihnen selbst nach der Wende und mit der Arbeitslosigkeit ergangen ist, konnte zum Thema werden.

Martin Johnsson: Renate, hier möchte ich an das erinnern, was du über das Wort Angst von der Supervisorin aus Potsdam erfahren hast.

Renate Hartke: Ja. In der Begegnung mit dieser Supervisorin in Potsdam erfuhr ich, daß es das Wort Angst in der DDR nicht geben durfte. Wenn das Burckhardhaus, in dem sie tätig war, etwas drucken lassen wollte, durfte das Wort „Angst“ nicht vorkommen, sonst mußte damit gerechnet werden, daß der Text von der Zensur nicht zugelassen wurde. Das Wort „Furcht“ ja, reale Furcht vor einem bissigen Hund etwa, aber das Wort „Angst“ durfte nicht vorkommen. Der sozialistische Mensch hatte glücklich zu sein. Das hat mich tief bewegt, erschüttert. Das muß man sich in seinem ganzen Ausmaß vorstellen, was das bewirkt.

Wir glauben dies zu kennen und glauben uns einfühlen zu können, wenn ein Supervisor schwer Zugang zu seinen Gefühlen bekommt und aus den unterschiedlichsten psychosozialen Gründen dies Verhalten als Schutzmechanismus entwickeln mußte. Aber es bekommt eine andere Dimension, wenn diese Gefühle Jahrzehnte von Staats wegen verboten waren. So konnte ich die SupervisorInnen besser verstehen, wenn sie bei meinen Fragen nach ihren Gefühlen entweder gar nicht reagierten oder erklärten, solche Fragen seien so fremd, sie wüßten dann gar nicht, was sie sagen sollten.

Martin Johnsson: Um so beeindruckender ist es, daß ihre Befindlichkeit in bezug auf Arbeitslosigkeit und Wende Thema werden konnte.

Eine Vermutung, die es zu überprüfen galt, waren unsere Vorstellungen zur Familienhilfe in Ostberlin. Durch unsere Annäherung haben wir einfühlen können, eine Ahnung bekommen, wie verwirrend, entwertend und verletzend die plötzlichen Auswirkungen der Wende für die Menschen in den Neuen Bundesländern allgemein und die SupervisorInnen im Besonderen waren und sind. Die SupervisorInnen sind Funktionsträger der Familienhilfe. Um die spezifische Situation der SupervisorInnen zu verstehen, galt es, die rechtliche Grundlage, die Geschichte und den konzeptio-

nellen Ansatz der sozialpädagogischen Familienhilfe zu vergegenwärtigen. Denn sowohl für die Hilfeempfänger als auch für die Hilfeleistenden war dies eine neue soziale Dienstleistung, die sich im Spannungsfeld von fortschrittlichem konzeptionellen Ziel und sanktionierender Kontrolle bewegt. Und das Spezifische an der Situation der SupervisorInnen war, daß es schon vor dem Systemumbruch zu Zeiten der DDR Maßnahmen der Erziehungshilfe gab, mit eindeutig sanktionierendem und repressivem Charakter.

So sind die SupervisorInnen nicht nur dem Spannungsfeld Familienhilfe ausgesetzt, sondern sie tragen auch die Last der Vorurteile und Ablehnung, der Angst vor Unterwerfung, eben all der negativen Gefühle und Erfahrungen, die das Klientel mit der sozialistischen Erziehungshilfe verbindet. Um die Funktionsweise der Erziehungshilfe in der DDR in Erfahrung zu bringen, traf ich mich mit dem ehemaligen Leiter eines Jugendhilfeausschusses in Mecklenburg, der mir alle Informationen zur Verfügung stellte.

Mein Gegenüber füllte diese Fakten mit Leben, ließ sich befragen. Gerade seine abwehrende, schützende Haltung bei kontroversen und kritischen Passagen unseres Gespräches war eine wichtige Erkenntnisquelle. Nicht zuletzt ließ sie mich erkennen, wie schwierig eine Ost-West-Begegnung sein kann, wie fremd wir uns waren.

Gleichzeitig ermöglichte dieses Mittel eine exemplarische Gegenüberstellung der Systeme, lebendig durch die persönliche Begegnung, hilfreich für die Einfühlung in die Situation der SupervisorInnen.

Renate Hartke: Für mich stellt sich hier die Frage, ist denn der Unterschied der Familienhilfe der beiden Systeme so groß, wie du ihn darstellst? Wie sieht es denn mit der Freiwilligkeit dieser Maßnahme bei „uns“ aus? Die Familienhilfe muß zwar von den Familien beantragt werden, aber wie erfahren sie von dieser Hilfsmöglichkeit? Wird das Angebot von den SozialarbeiterInnen der Jugendämter zum Teil nicht auch als Kontrolle genutzt und werden die Familien über diese Möglichkeiten der Kontrolle ausreichend informiert? Oder wird diese Möglichkeit eher verschwiegen, damit der Familienhelfereinsatz überhaupt zustande kommt? Klar ist für mich, daß eine Kontrolle durch das Jugendamt zum Schutze von Kindern und Jugendlichen notwendig ist. Meine erneute kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie es hier und da geschieht, in der DDR geschah, hat mich für die Kritik, die in der SV-Gruppe an „der Sozialarbeit des Westens“ geäußert wurde, offener werden lassen. Das führte dazu, daß sie sich verstanden fühlten und ihre Angst und Unsicherheit vor meinen Fragen nachließ.

Bei der Zwischenauswertung äußerte eine Supervisorin: Früher habe sie vor jeder Sitzung gedacht, *auweia, auweia*, was wird sie heute wieder für Fragen stellen, aber das sei nun nicht mehr so.

Und in dem Maße wie sie sich selbst verstanden fühlten, konnten sie den Versuch wagen, sich in die von ihnen betreuten Familien einzufühlen.

Martin Johnsson: Es sind ja nicht nur zwei unterschiedliche Systeme, sondern auch zwei fremde Kulturen, die sich hier begegnen. Hilfreich in diesem Kontext war uns, als Hintergrundliteratur, Maja Nadigs Buch „Die verborgene Kultur der Frau“ (Nadig, M. 1992). Beispielhaft das Zitat: „Der ethnoanalytische Prozeß verläuft als Pendelbewegung zwischen der Analyse der eigenen und derjenigen der fremden Kultur“ (Nadig, M. 1992, S. 51). Bezogen auf unser Fallbeispiel bedeutet das, nicht nur die Analyse der fremden Kultur, sondern auch die der eigenen ernst zu nehmen und zu betreiben, um die Übertragungen, Gegenübertragungen, Projektionen und Spiegelungen in dieser besonderen Konstellation Westsupervisorin-OstsupervisorInnen richtig verstehen und damit arbeiten zu können. Wie das Beispiel aus deiner Supervision zeigt: Die Erfahrungen in der autoritär-repressiven DDR bewirken eine bestimmte projektive Rollenerwartung deiner SupervisorInnen auf dich. Analog zu dem, was sie kannten („Ostkultur“), erwarteten sie von dir als Supervisorin, daß du sagst, was sie mit den Familien machen sollen, ihnen Anweisungen gibst. Du entsprichst diesen Erwartungen nicht, weil für dich der gemeinsame Suchprozeß („Westkultur“) und das Verstehen der Gefühle deiner SupervisorInnen im Vordergrund steht. Das löst bei den SupervisorInnen Irritationen aus und in der Folge die Abwehr dieses Gefühls, z. B. mit der Äußerung: „Das bringt uns nichts.“

Renate Hartke: Ich spürte meine Angst vor Ablehnung und die Unsicherheit, viel zuwenig nach den Gefühlen der SupervisorInnen gefragt zu haben. Erst durch die Reflexion in der Lehrsupervision wurde mir klar, daß es sich hier um Gegenübertragungsgefühle handelte und es sich bei meinem Wunsch nach Annahme und der Angst vor Ablehnung möglicherweise um eine Spiegelung der Gefühle in der Gruppe handeln könnte.

Martin Johnsson: Da wundert mich die Frage deiner SupervisorInnen nicht mehr: „Ja, wollen Sie denn jetzt noch mit uns?“, die sie dir nach ihrer Unmutsäußerung „Das bringt uns nichts!“ und deren Bearbeitung stellten. Auf Grund meiner Einfühlung in die Szene und die Situation der SupervisorInnen vermute ich bei ihnen Gefühle von Minderwertigkeit, Nutzlosigkeit und Beschämung.

Ein wichtiges Hilfsmittel zum Verstehen in einem größeren Zusammenhang, war für mich das Konzept der interpersonalen und institutionalisierten Abwehr von Stavros Mentzos (Mentzos 1988). Mentzos beschreibt in seinem gleichnamigen Buch die o.g. Gefühle als Indikatoren dafür, daß das innere Gleichgewicht gefährdet ist. Der intrapsychische Grundkonflikt zwischen dem Streben nach Autonomie und dem Streben nach Bindung wird inadäquat und dysfunktional gelöst. Er weist zudem darauf hin, daß die isolierte Betrachtung des „Intrapsychischen“ durch interaktionelle Sichtweisen zu ergänzen ist (Mentzos, S. 13-95).

Eindringlich beschreibt er die Bedeutung von Institutionen für die psychosoziale Abwehr. Diese seien dafür prädestiniert durch zweckrationale Aufgaben, gemeinsame Werte und Einstellungen. Zwei Abschnitte gewannen im Hinblick auf die konkrete Szene für mich besondere Bedeutung.

„Im Rahmen größerer, umgreifender politisch-historischer Wandlungen, die den Zerfall von sozialen Systemen und (...) Institutionen mit sich bringen, kommt es zur Auflösung der damit zusammenhängenden institutionalisierten psychosozialen Abwehrkonstellation und wiederum in der Folge davon (...) zu Komplikationen im seelischen Gleichgewicht des einzelnen“ (Mentzos, S. 86).

Und er stellt die Beziehung zwischen dem intrapsychischen Grundkonflikt und dem sozialen Konflikt dar. Unter anderem führt ihn das zu der Aussage: „(...) der Mißerfolg der betont ‚sozialen‘ (sozialistischen bzw. kollektivistischen) Versuche darauf zurückzuführen ist, daß diese – das Intrapsychische vernachlässigend – auf einer einseitigen Lösung des Grundkonflikts basieren, daß sie nicht den Autonomie- und Selbständigkeitspol genügend berücksichtigt haben“ (Mentzos, S. 135).

Die DDR war ein System mit ungeheurem Anpassungsdruck. Es gab kaum gesellschaftlich sanktionierte Möglichkeiten, Individualismus und das Bedürfnis nach Autonomie zu leben.

Das den SupervisandInnen vertraute System wurde abgeschafft und durch ein anderes, fremdes ersetzt, mit allen möglichen Folgen für das psychische Gleichgewicht. Die alten, verinnerlichten Verhaltensmuster zur Gefühlsabwehr verloren den institutionalisierten Zusammenhang, ihre gesellschaftliche Legitimation.

Nach Mentzos kann eine solche Situation neben Gefühlen von Wertlosigkeit, Wut oder Resignation auch Desorientierung und Verwirrungen entstehen lassen (Mentzos, S. 139).

Seine Gedanken geben mir einen warnenden Hinweis in bezug auf die Beantwortung unserer Ausgangsfrage. Denn wenn ich mir vergegenwärtige, daß das Ziel von Supervision die Aufklärung und Auflösung von

Abhängigkeiten, Verstrickungen und Herrschaftsverhältnissen ist und der Gegenstand von Supervision die berufliche Interaktion der SupervisandInnen vor dem Hintergrund ihrer Sozialisation, wird deutlich, wie verwirrend und kompliziert dies in dieser besonderen Konstellation sein kann. Nehmen doch zwei Herrschaftssysteme Einfluß, wirken doch zwei Kulturen!

Renate Hartke: Ja, Martin, zu dem Stichwort Kultur würde ich gerne Bezug nehmen auf die Literatur, die wir bearbeitet haben oder bearbeiten wollten. Da fällt mir als erstes ein, daß wir Interesse daran hatten, zu sehen, was Schriftsteller, die vor der Wende die DDR verlassen hatten, in ihren Gedichten, Erzählungen oder Romanen nach der Wende zum Ausdruck brachten. Wir hofften, auch darüber einen Verstehenszugang zu unserem Thema zu finden. Aber es gab nichts – sie waren verstummt. So lagen die Schwerpunkte bei Hans-Joachim Maaz „Der Gefühlsstau“ (Ein Psychogramm der DDR) und bei Michael Lukas Moeller, Hans-Joachim Maaz, „Die Einheit beginnt zu zweit“ (Ein Zwiegespräch zwischen den beiden Autoren, zwei Psychotherapeuten aus Ost und West). Beide Bücher ermöglichten einigen in unserer Studiengruppe, die vielleicht auch aus einer räumlichen Distanz heraus die Anbindung an das Thema immer wieder verloren, einen Verstehenszugang. Für mich hatte das Buch von Tilmann Moser „Politik und seelischer Untergrund“ einen besonderen Stellenwert, worauf ich gleich noch näher eingehen werde.

Martin Johnsson: Mir scheint unsere Suche nach Verstehenszugängen rückblickend zielgerichtet. Es ergaben sich durch das Einlassen auf dieses Thema und unser Bemühen um innere Anbindung weiterführende Zugänge.

Angefangen beim Ausgangspunkt unserer Reise, über eher formale und rationale Stationen, näherten wir uns langsam dem Kern unserer Fragestellung. Wir stießen auf einen Aspekt, der uns in der Auseinandersetzung sehr aufwühlte. Die gemeinsame, unbewältigte Geschichte der beiden deutschen Staaten, der zwei Kulturen. Hier erinnere ich mich wieder an Maja Nadig, die schreibt, daß der ethnoanalytische Prozeß eine Pendelbewegung sei, zwischen der Analyse der fremden und der der eigenen Kultur (Nadig, M. 1992, S. 51). Und wenn uns diese Pendelbewegung gelungen ist, dann durch die Auseinandersetzung mit eben diesem Punkt.

Renate Hartke: Die gemeinsamen Wurzeln unserer verschiedenen Kulturen liegen in der nichtbewältigten nationalsozialistischen Vergangenheit. Es hat mich sehr bewegt, daß sich Tilmann Moser genau mit diesem

Thema befaßt und besonders mit den Auswirkungen und dem Weiterwirken in den Familien, bei den Kindern von Tätern nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches bis in die heutige Zeit. Mit Betroffenheit hatten wir in der Studiengruppe festgestellt, daß unsere Väter, in unterschiedlichem Maße, Nazis waren. Mir war die Auseinandersetzung mit diesem Thema erst nach dem Tod beider Elternteile möglich. Warum wir, die Kinder von Tätern und Mitläufern, nicht dazu in der Lage sind, die Auseinandersetzung mit den Eltern zu führen, erklärt Tilmann Moser: „Die Kinder verschonten ihrerseits die Eltern und wagten nicht, aus einer ebenso tiefen Angst, die Träger der Idylle zu verstören, weil sie spürten, wie sehr sie sie brauchten. Die Entwirklichung funktionierte als Generationenvertrag“ (Moser, T. 1993, S. 83).

T. Moser sagt, daß es nicht darum gehen kann, in der Anklage oder Verurteilung zu verharren, sondern daß es darum gehen muß, sich um Verstehenszugänge zu bemühen. Er zeigt auf, daß dieses Verstehen schwer ist. Der Versuch des Verstehens allein und die damit verbundene „... Differenzierung erscheint rasch als Verrat an den Opfern. Auf der anderen Seite führt diese Verweigerung der Einfühlung gerade zu seiner fortbestehenden Verweigerung der Aufarbeitung, die dann von den Anklägern wieder zur Steigerung der Anklage verwendet wird. Das ist wahrlich ein paradoxer Prozeß“ (Moser, T. 1993, S. 53).

Das läßt sich auf alle Bereiche, wo es Täter und Opfer gibt, ausdehnen. Ob Stasi oder Nazi, wenn wir die Einfühlung verweigern, um die Opfer nicht zu verraten, muß die Aufarbeitung, die wir so eindringlich fordern, verweigert werden, womit sich der Teufelskreis schließt und jede Veränderung unmöglich wird.

Martin Johnsson: Die Erkenntnis weist für mich darauf hin, daß wir den Menschen aus den Neuen Bundesländern nicht urteilend und bewertend begegnen.

Renate Hartke: Mich beschäftigt dann die Frage: Wenn meinen SupervisandInnen die Fähigkeit abgesprochen wird, sich auf einen Supervisionsprozeß einzulassen, bevor sie ihre Erlebnisse therapeutisch bearbeitet haben, kann ich dann Supervisorin sein, wenn ich als Kind eines Nazis diese Erfahrung nicht therapeutisch verarbeitet habe? Ich beziehe mich mit meiner Frage auf den Streit zwischen westdeutschen Psychoanalytikern und den Psychotherapeuten in den Neuen Bundesländern. Tilmann Moser schreibt hierzu: „Deutsche Analytiker, an ihrer Spitze die Funktionäre, haben ihre Familiengeschichte in oder nach der NS-Zeit in der Regel selten durchgearbeitet. Jetzt kommen auch sie und wollen den Ost-

deutschen helfen, ‚ihre‘ Vergangenheit zu bewältigen und den Rückstand aufzuholen. Es ist eine gesamtdeutsche Groteske, aber vielleicht ist es nicht zu spät, sie zu mildern“ (Moser, T. 1993, S. 32).

Um diesen Abschnitt abzurunden, möchte ich noch einmal Tilmann Moser zitieren:

„Jedes wertende Urteil stößt auf eine hohe Verletzbarkeit. Es wäre auch absurd, auf einem therapeutischen Sektor, der uns Westdeutschen so fremd ist, urteilend zu sprechen. Das schließt nicht aus, daß Supervision als gemeinsamer Such- und Lernprozeß eine fruchtbare Wirkung hat“ (Moser, T. 1993, S. 101).

Fazit

Zum Abschluß wollen wir Stellung beziehen. Dabei werden Erinnerungen an den Studiengruppenprozeß wach. Renate Hartke hatte ihre Entscheidung: „Das ist Supervision!“ gemeinsam mit ihrer Lehrsupervisorin frühzeitig getroffen.

Das Ausbildungs- und Schülerdasein holte uns dennoch wieder ein und machte es schwer, einen Standpunkt zu beziehen. Diese besondere Dynamik wollen wir hier nicht weiter ausführen, denn unsere Standpunkte haben für uns unverändert ihre Richtigkeit.

Martin Johnsson: Supervision in den Neuen Bundesländern ist zum jetzigen Zeitpunkt möglich.

Ich bin mir darüber klar geworden, daß die SupervisandInnen sich in einer besonderen Situation befinden. Sie er- und durchleben eine kaum vorstellbare Existenz- und Identitätskrise. Für sie wäre ich nicht nur der Supervisor, sondern auch Westdeutscher. Das bedeutet, Übertragungsgefühle und Widerstände können sich potenzieren. Das bedeutet auch, das Ziel und den Gegenstand der Supervision aus diesem besonderen Blickwinkel zu betrachten. Das bedeutet aber nicht, daß sich die Menschen in den Neuen Bundesländern nicht mit ihren Arbeits- und Handlungsbedingungen kritisch und aufklärend auseinandersetzen können. Zudem gerade das FIS-Konzept die angewandte Psychoanalyse und damit die Arbeit mit Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühlen als wichtiges Diagnoseinstrument zur Grundlage hat. So kann ich die vermuteten Gefühle von Wut und Trauer, Scham und Wertlosigkeit, Aggression nutzen, um eine kritische Reflexion der Arbeits- und Handlungsbedingungen zu beginnen und zur Aufklärung beizutragen. Vorausgesetzt, ich stelle meine ambivalenten Gefühle, meine Fragen und meine Haltung zur

Wiedervereinigung zur Verfügung, um eine Auseinandersetzung damit möglich zu machen.

Und zuletzt ist es für mich auch eine Frage des Anspruchs, insofern als Supervision zum Gegenstand hat, die berufliche Interaktion der SupervisandInnen vor dem Hintergrund ihrer Sozialisationserfahrungen und eben nicht die therapeutische Bearbeitung dieses Hintergrundes.

Vor einem Jahr dachte ich noch, daß mir diese Arbeit nur möglich sei mit Unterstützung in Balintgruppe oder Kontrollsupervision, gerade weil ich mich als Anfänger besonders unsicher fühlte. Inzwischen weiß ich, daß diese Unterstützung und Kontrolle für meine supervisorische Arbeit grundsätzlich notwendig und selbstverständlich ist.

Renate Hartke: Meinen Standpunkt habe ich ja schon deutlich gemacht. Wenn Supervision die Reflexion beruflichen Handelns unter Berücksichtigung der Sozialisationsbedingungen der SupervisandInnen ist, hat genau das in meiner Gruppensupervision stattgefunden. Möglich wurde dies durch meine Veränderung und die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema, indem ich auch meine Angst und Unsicherheit zugelassen habe.

Wir hoffen, mit unserer Auseinandersetzung zu einer offenen und praxisorientierten Diskussion beizutragen. Wir wünschen uns, daß sich viele KollegInnen auf den Weg machen und dabei eine ähnliche Bereicherung erfahren wie wir.

Anschrift der Verf.: Renate Hartke, Neuruppiner Str. 47, 14165 Berlin,
Martin Johnsson, Haller Weg 48, 33617 Bielefeld.

Literatur

- Braamt, U., Grau, L.E., Hartke, R., Johnsson, M., Kros, M.-L., Vogel, B.M.(1994) Kolloquiumsarbeit für das Kolloquium des 7. Supervisorenkurses des Fortbildungsinstituts für Supervision in Münster (Selbstdruck).
- Leuschner, G., Wittenberger, G.,(1993): Forum Supervision 1. Jg., Heft 1, S. 2, Tübingen (edition diskord).
- Maaz, H.-J.(1992): Der Gefühlsstau. München, Knaur Verlag.
- Mentzos, S.; 1988; Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Moeller, M.L., Maaz, H.-J. (1993): Die Einheit beginnt zu zweit. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt.
- Moser, T. (1992): Besuche bei Brüdern und Schwestern. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Moser, T. (1993): Politik und seelischer Untergrund.
- Nadig, M. (1992): Die verborgene Kultur der Frau. Frankfurt/M. (Fischer).
Tagesspiegel, 07.08.1994. Berlin.

Gottfried Schleinitz

Die Chance der Grenze
oder

Die realexistierende Supervision in geschlossenen Systemen

Ein fußnotenfreier Kommentar

Zusammenfassung: Supervision ist in ihrer Legitimation und den Zielrichtungen eng verknüpft mit den Grundwerten eines demokratisch verfaßten Staates. Unter dem „Aspekt pluraler Ambivalenz“ reflektiert der Autor Bedingungen der Ausbildung und Praxis von Supervisoren/innen in kirchlichen Diensten der ehemaligen DDR. Es werden sieben Spannungsbögen beschrieben, z. B. zwischen Professionalität und Kompromiß, zwischen PreSSION und Kreativität.

Vorbemerkung

Erst nach und nach bekommen Reflexionen über das vergangene System der DDR-Gesellschaft Konturen. Die – scheint's – betonten Strukturen jener Zeit wurden in der Hektik der ersten fünf Jahre „danach“ meist nur undifferenziert analysiert; ebenso pauschale wie plakative Bewertungen waren in der Vorherrschaft. Ambivalenzen schienen verdächtig. Auch nur annähernd positive Beurteilungen der vergangenen Zeit waren mit einem mehr oder weniger heimlichen Verdikt belegt. Erst heute bekommen Ambivalenzen ihre Legitimität zurück. Und ambivalentes Erleben, schon immer eine anthropologische Konstante, bekommt wieder Gewicht.

Auf diesem nur kurz skizzierten Hintergrund habe ich meinen Zugang zu einer Darstellung der Supervisionsgeschichte in der Vergangenheit der Neuen Bundesländer gesucht und gewählt. Ich habe mich nicht für einen eindeutig historischen Aspekt entschieden. Der hätte sich an Daten und Fakten der 70er und 80er Jahre orientieren müssen. Ich habe mich auch nicht für einen rein politischen Aspekt entschieden. Der hätte womöglich Analogien zu reflektieren gehabt, die in der gesellschaftspolitischen Entwicklung in jenem Zeitraum auszumachen gewesen wären. Ich habe auch den systemischen Aspekt nicht favorisiert. Der hätte die unterschiedlichen Ansätze von Supervision in den Blick nehmen müssen. Und ich habe auch nicht den biographischen Aspekt gewählt. Der hätte die persönlichen Situationen auf dem Ausbildungsweg zum Supervisor unter den Be-

dingungen diesseits der Mauer beschreiben müssen. Ich folge also keinem dieser vier möglichen Zugänge zu unserer Thematik.

Ich möchte Genesis und Charakter der Supervision auf dem Boden der ehemaligen DDR unter dem Aspekt der *pluralen Ambivalenz* betrachten und bewerten. Andere mögen noch andere Ambivalenzen ausmachen – ich beschränke mich auf die folgenden sieben, aus meiner Sicht typischen Ambivalenzen. Und je intensiver ich diesen Ambivalenzen nachdenke, desto prinzipieller in privater, beruflicher und gesellschaftlicher Hinsicht erscheinen mir ihre Phänomene.

Es handelt sich um die Ambivalenzen zwischen Trauma und Kairos, zwischen Kontingenz und Konzept, zwischen Ideologie und Kontext, zwischen Professionalität und Kompromiß, zwischen Status und Kompetenz, zwischen Pression und Kreativität, zwischen Spezialisierung und Komplexität. Den gemeinsamen Nenner dieser Ambivalenzen bildet das fundamentale Kontinuum der DDR-Gesellschaft: die *Grenze*, für die die Mauer in Berlin nur das betongewordene Symbol gewesen war. Und ich halte die Zeit längst für gekommen, auch die Chancen jener Grenz-Existenz ins Gespräch zu bringen, jenseits von Verdrängung und Verklärung. Das soll mit diesem Beitrag versucht werden.

I. Zwischen Trauma und Kairos

Es ist ebenso menschlich wie logisch (anthropologisch), Begrenzungen als Behinderungen zu empfinden. Schon Geschwindigkeitsbeschränkungen, Parkverbote oder Umleitungen erscheinen manchen Zeitgenossen als unverschämte Zumutungen und provozieren eine Gefühlsqualität, die der hinter „Schloß und Riegel“ nicht ganz unähnlich ist! Wo Freiheit scheinbar oder faktisch „amputiert“ wird, ist die Existenz nicht nur psychisch, sondern auch physisch beschädigt. Vom Mauerkoller war damals die Rede. Und die Interpretation jener Mauer als Schutzwall tat zunehmend weh. Je mehr diese Grenze Opfer forderte, desto größer wurde ihr traumatischer Effekt.

In diesen fast banalen, weil alltäglichen Zusammenhang ist auch die Entwicklung zu stellen, die sich auf dem Feld der Humanwissenschaften beobachten ließ. Soziologie und Psychologie etwa, zumal Psychoanalyse, fielen unter die ideologische Zensur – besser noch: fielen unter der ideologischen Zensur. Nahezu alle Wissenschaftsgebiete und Handlungsfelder, die sich mit dem Menschen als Beziehungswesen befaßten, waren betroffen. Ihre Entfaltungsmöglichkeiten waren äußerst begrenzt, buchstäblich verschlossen, vermauert, sogar vermint. Und je deutlicher sich jenseits

der Mauer wissenschaftlicher Fortschritt abzeichnete, desto traumatischer war diesseits der Mauer die Wirkung jener unsinnigen Grenze.

Um so erstaunlicher ist im Rückblick auf jene Zeit die Tatsache, daß innerhalb massiver Einschränkungen Unerwartetes geschehen konnte. Es gab auch in der zubetonierten Gesellschaft immer wieder Lücken in der Grenze, durch die Neues, wenn auch Fremdes, in jedem Fall aber Überlebensnotwendiges durchsickern konnte. Im nachhinein erwies es sich als von vornherein anachronistisch, im 20. Jahrhundert ein ganzes Volk in die totale Isolation zu zwingen. Moderne Kommunikationssysteme machen selbst Todfeinde zu Nachbarn. Davon hat vieles seinerzeit nachhaltig und nachweisbar profitiert.

Wenn ich in diesem Zusammenhang den Blickwinkel auf die Geschichte der Supervision einstelle, bekommt deren Bewertung einen durchaus positiven Akzent. In einer Demokratie ist alles eher prozessual programmiert, stehen Ursachen und Wirkungen in einem durchsichtigen Abhängigkeitsverhältnis. Nicht aber in Diktaturen. Vieles, was sich seit Anfang der 70er Jahre in der damaligen DDR ereignete, hatte gelegentlich den Charakter eines „Kairos“ – Kairos als „eine unerwartete Chance gegen den herrschenden Trend der Zeit“ verstanden. Konkret und auf unsere Themenstellung bezogen: daß Holländer, Westdeutsche, der Kirche mehr oder weniger nahestehende Persönlichkeiten, jene eben doch nicht ganz undurchlässige Mauer passieren konnten, daß sie in den Kirchen der DDR mit einer Seelsorgeweiterbildung und einer Seelsorgeausbildung beginnen konnten, deren Inhalte aus sehr unterschiedlichen Ansätzen gespeist waren (CPT, Tiefenpsychologie, Gruppendynamik ...), daß es sogar zur Installation eines Supervisions-Curriculums kommen konnte – das alles muß im Ergebnis als ein Kairos-Geschehen qualifiziert werden. Und daß Mitarbeiter zunächst zögernd, bald aber äußerst engagiert, diese Angebote aufgriffen und sie innerhalb kirchlicher Ausbildung didaktisch und konzeptionell umsetzten – das läßt sich nur schwer anders als die Konsequenz aus einem solchen Kairos-Geschehen bewerten. Freilich – von wieviel Improvisation, von wieviel Rückschlägen, von wieviel Gefahren, von wieviel persönlichen Opfern ist dieser Anfang begleitet gewesen! Aber das Grenz-Trauma war relativiert. Und innerhalb der auch weiterhin bestehenden Grenzen bekamen die Chancen neuer und wohl auch einschneidender Entwicklungen Konturen. Noch war der Abschluß einer Supervisionsausbildung nicht im Blick, aber die Weichen dorthin waren gestellt.

II. Zwischen Kontingenz und Konzept

Schien auch in jener Anfangszeit alles eher zufällig zu sein, so ereigneten sich solcher Art „Zufälle“ doch immer häufiger. Immer mehr Mitarbeiter, vor allem Mitarbeiter der Kirche, waren in die Entwicklung einbezogen und an ihr zunehmend beteiligt. Konfessionelle Krankenhäuser und kirchliche Ausbildungsstätten meldeten Bedarf an. Zu sehr hatten die Kirchen in den Zeiten des Kalten Krieges Brückenfunktion wahrgenommen – diese Brücken blieben, aus der Sicht der Betroffenen wunderbarerweise, begehbar. Zu schnell auch siedelten sich westliche Horizonte diesseits der Grenze via Massenmedien in den Köpfen und Plänen an.

Im Zusammenhang unseres Themas bedeutet das: Wie nicht anders zu erwarten, waren die Zugänge zu entsprechenden Aus- und Weiterbildungen zwar noch allzu häufig von Beziehungen zu einflussreichen Leiterpersönlichkeiten abhängig. Die Teilnahme an Seelsorgegrundkursen, später an Seelsorgeaufbaukursen und zuletzt an Seelsorgeberaterkursen (in der Wende dann gleichgeschaltet mit Supervisionskursen) war für den Einzelnen weiterhin schon so etwas wie eine Kontingenzerfahrung – eine Kontingenzerfahrung besonderer Güte. Mit wem als Lehrer, als Dozent oder als Trainer es jemand zu tun bekam, war, der Qualität nach, eine typische Kontingenzerfahrung innerhalb von Grenzen, die keineswegs nur als Übergangslösungen gedacht waren. Auch sonst bekamen Kontingenzerfahrungen je länger je mehr einen immer höheren Stellenwert in der letzten Phase der DDR-Epoche, da sie weder zu leugnen noch zu erklären waren. Sie schienen auf ihre Weise für eine politische Schwarz-Weiß-Kultur nur schwer tragbar. Was gesellschaftlicherseits wegen ideologischer Vorbehalte nicht aufzuarbeiten war, konnte kirchlicherseits bald konzeptionalisiert werden. Wie schon angedeutet, war binnen kurzem ein Curriculum erstellt, das von einer Grundausbildung über Aufbaukurse bis zum Supervisionsabschluß durchorganisiert war. Dieses Konzept war ausbaufähig und in seiner Dreistufigkeit den Lebenssituationen der potentiellen Ausbildungswilligen angepaßt. So gesehen bestand die Chance innerhalb massivster Begrenzungen darin, Kontingenzerfahrungen umzusetzen in ein situationsgerechtes Konzept.

III. Zwischen Ideologie und Kontext

Der zuletzt genannte Gesichtspunkt verweist auf eine dritte Ambivalenz: auf die Ambivalenz zwischen Ideologie und Kontext. Zugleich kommt eine weitere Analogie in den Blick.

Der real existierende Sozialismus lebte zunehmend von der Spannung zwischen ideologischen Vorgaben, die sich wie ein roter Faden durch alle Lebensbereiche hindurchzogen, und kontextualen Bedingungen, die immer stärker die überdrüssigen Zerr- und Feindbilder auflösten. Die ideologischen Vorbehalte nahmen seinerzeit geradezu groteske Formen an. Vergleichsweise ebenso ideologisiert, folglich ebenso widersinnig, relativ und überflüssig erschienen auf diesem gesellschaftspolitischen Hintergrund die Auseinandersetzungen zwischen den unterschiedlichen Schulen und Richtungen bezüglich der Ausbildungskonzepte psychosozialer bzw. pastoralpsychologischer Prägung. Im Kontext der familiären wie beruflichen Situation der Auszubildenden im hiesigen theologischen, pädagogischen oder medizinischen Bereich wirkten ideologisierte oder quasiideologisierte Differenzierungen und Spezialisierungen eher kontraproduktiv. Sie schienen falsche Alternativen zu sein hinsichtlich der Lebensgestaltung im Kontext einer Diktatur. Unter den damaligen Zwängen wurden Richtungsstreitigkeiten und Schulkontroversen in die Zweitrangigkeit zurückgestuft und ihre Relativierung als Chancenverwertung erlebt und beurteilt.

IV. Zwischen Professionalität und Kompromiß

Hatte diese Entwicklung ihren Preis? Die aus dem Spannungsfeld zwischen Ideologie und Kontext gebildeten, vielmehr gewachsenen Kompromisse schienen auf Kosten notwendiger Professionalität zu gehen. Anderswo geschah Supervisionsausbildung kaum berufsbegleitend. Aber wer konnte unter den damals herrschenden Bedingungen womöglich Monate aus einem beruflichen Alltag aussteigen, um für entsprechende Ausbildungsgänge frei zu sein! Das war selbst innerhalb der Kirchen nur äußerst selten möglich. Professionalität mußte in unmittelbarer Nähe zum beruflichen Praxisfeld gewonnen werden. Störende Einflüsse in solchen Prozessen waren normal. Defizite, vor allem hinsichtlich theoretischer Belange, waren einzukalkulieren. Vieles war zudem vom privaten Zeitfond wie auch von individuellen Ausnahmebedingungen abhängig. Manchmal führten berufliche Zwänge sogar zur Unterbrechung im Ausbildungsfortgang. Wenn es richtig ist, daß vor allem berufliche Lebensgestaltung hinter substantiellen und ideologischen Mauern um die unterschiedlichsten Kompromißbildungen nicht herumkommt, stellt dann eine gelungene Kompromißbildung nicht eher einen Nachweis von Professionalität dar? Eine Ausbildung, die unter den markierten Bedingungen konzipiert und realisiert worden ist, hat ihre eigene Professionalität entwick-

kelt. Wer darüber zu klagen beginnt, einen zu hohen Preis gezahlt zu haben, müßte die Kriterien von Professionalität in geschlossenen Systemen erst einmal genauer definieren. So wie die Gesellschaftssysteme und die Wirtschaftssysteme nicht kompatibel gewesen waren, so waren es auch die Ausbildungsprozesse nicht. Dasselbe trifft zu für die Einschätzung von mehr oder weniger Professionalität. Solche Analogien werden zu schnell vergessen.

V. Zwischen Status und Kompetenz

Die Verwandtschaft dieser Ambivalenz zu der im Kapitel vorher liegt auf der Hand – der Unterschied aber auch. Ein Status wird „bescheinigt“. Bestimmte „Scheine“ legitimieren eine bestimmte Praxis. Das ist ebenso unbestritten wie wichtig. Kompetenz aber wird „gewonnen“. Langwierige Auseinandersetzungen innerhalb theoretischer wie praktischer Horizonte, biographische Determinanten und Konstellationen, festgefügte Strukturen bilden den Rahmen, in dem Kompetenz wächst. Kompetenz wird auch „unbescheinigt“ erreicht. Vor allem: wer definiert Kompetenz und von wo aus wird sie definiert? Ein immer wieder umstrittenes Thema! Bezogen auf unsere Betrachtung bedeutet das: für Supervision gab es diesseits der Mauer weder Räume noch Gelder. Planstellen waren dafür nicht vorgesehen. Supervisorisches Handeln geschah weithin, ohne in irgend einer Weise institutionalisiert zu sein. Aber es geschah. Wenn zu einem beruflichen Status ein besonders abgegrenztes Berufsbild zu gehören hat, wenn bescheinigte Abschlüsse ebenso wie festumrissene Stellenbeschreibungen unverzichtbare Bedingungen sind, dann hatten Supervisorinnen und Supervisoren vor der Wende in den jetzt Neuen Bundesländern keinerlei Status, nicht einmal eine Aussicht dafür. Aber sie haben gearbeitet. Supervisionstätigkeit war ausgesprochenermaßen funktionsorientiert. Eine Statusorientierung war aus den genannten Gründen einfach nicht möglich und eigentlich auch nicht nötig. Supervisorische Kompetenz in jenen vergangenen beiden Jahrzehnten bestand im gelungenen Umgang mit der begrenzten Wirklichkeit. Sie war angewiesen auf die Fähigkeit, relativ schnell sich ständig ändernde Faktoren umzusetzen in Konzepte. Sie hing von der Maßgabe ab, so erarbeitete Konzepte nicht ideologisch, sondern praktikabel (wohl auch gelegentlich pragmatisch) zu handhaben. Und sie bedurfte ständiger Korrekturen. So gesehen bestand die supervisorische Kunst darin, ein Konzept als „Weg“ zu „begehen“. Die Chance, in solcher Art mit Realität umzugehen, in dieser Weise kompetent zu sein, ergibt sich wohl kaum, ohne permanentem Druck, ohne diversen Zwän-

gen, ohne massiver Begrenzung und ohne handfesten Einschränkungen ausgesetzt zu sein.

VI. Zwischen Pression und Kreativität

Von Druck war zuletzt die Rede. Und das ist in der Erinnerung auch das Typische jener Begrenzung gewesen: Erdrückende Maßnahmen, erdrückende Aussichten, erdrückende Zustände. Erdrückend deswegen, weil eine Grenze dieser Quantität und dieser Qualität enormen Druck machen muß, um Einzelne und ganze Bevölkerungsteile so in Schach halten zu können, daß sie ihre Freiheitsfantasien möglichst selbst beschneiden und ihren Freiheitsdrang möglichst selbst stoppen. Der Druck innerhalb dieser Grenze war für Betrachter von außerhalb eigentlich unvorstellbar. Aber das ist nur die eine Seite. Andererseits ist hier festzuhalten: die Kreativität an der Nahtstelle zur ersehnten Freiheit war emotional und intentional nicht auszulöschen. Sie bekam immer neue Motivation. Das galt auch und erst recht für unseren Zusammenhang – für die Ausbildung in Supervision während des genannten Zeitraums und unter den gegebenen Umständen. Zur Illustration: ob es sich um Lehr- oder Lernmaterial handelte, manchmal um primitivstes Instrumentarium (lächerlich: eine Tafel z. B.!) – es stand dieses alles eben nicht zur Verfügung. Ob es Verpflegung oder Unterbringung gewesen war, bei der der Komfort europäischer Mittelklasse nicht angeboten werden konnte, oder ob es die wegen der beruflichen Situation der Teilnehmer schwierige Strukturierung der Kurszeiten gewesen waren – solche oft erdrückenden Bedingungen waren Normalität. Aber unter genau diesen Rahmenbedingungen hat sich ein Maß an Kreativität Bahn brechen können, das ohne derartige Pressionen wohl kaum erreicht worden wäre. Kreativität in der Lebensgestaltung war ohnehin für alle Lebensbereiche unter den Bedingungen einer Diktatur eine *conditio sine qua non*. Kreativität gehörte zur Überlebensstrategie in derart eingegrenzten Lebensräumen, und davon hat, meist unter dem Dach der Kirchen, auch die Supervisionsausbildung profitiert.

VII. Zwischen Spezialisierung und Komplexität

An eine zunächst letzte Ambivalenz sei noch erinnert: an die Ambivalenz zwischen Spezialisierung und Komplexität. Wie in nahezu allen anderen beruflichen Entwicklungen wird der Trend auch auf dem weiten Gebiet der Supervision in Richtung Spezialisierung gehen, vielleicht sogar gehen

müssen. Je spezialisierter die Supervision, desto mehr Kompetenz, desto mehr Image, desto höher der Marktwert – scheint's. Gegen diesen Trend gab es in der Entwicklungsgeschichte der Supervision auf dem Boden der ehemaligen DDR strukturelle, personelle und situative Vorbehalte. Nur wenige hatten vor der Wende ihren Ausbildungsabschluß als Supervisorin bzw. als Supervisor erreicht. Schon diese kleine Zahl mußte alle möglichen Spezialisierungen eo ipso als nicht erstrebenswert erscheinen lassen. Angesichts mangelnder Institutionalisierung schien eine Spezialisierung eher ineffektiv. So blieb keine Wahl: für die im weitesten Sinne des Wortes „helfenden Berufe“ war ein breites Spektrum supervisorischer Fähigkeiten erforderlich. Supervision von Beratungsstellen wie von Leitungsgremien, von besonderen Verantwortungsträgern wie von Ausbildungsgruppen im pädagogischen wie im medizinischen Bereich – überall ist mittlerweile nach Supervision gefragt worden. Dieser Komplexität mußte sich die Vorwendesupervision in den jetzigen Neuen Bundesländern stellen. Die Herausforderungen setzten nicht nur Kreativität (s. o.), sondern auch Flexibilität voraus. Flexibilität ist manchmal – abgesehen von der Voraussetzung, die mit der jeweiligen Persönlichkeitsstruktur gegeben ist – in nicht geringem Maße das Produkt einer besonders begrenzten Existenz. Auch unter diesem Aspekt darf festgehalten werden: trotz einschneidender Begrenzung ist die Chance für Neubeginn und Veränderung genutzt und bewahrt worden.

Nachbemerkung

Diese Darstellung ist nicht das Arbeitsergebnis eines Forscherteams, auch nicht die Bilanz intensiver Recherchen. Es sind die einigermaßen gebündelten, jedenfalls authentischen Eindrücke eines Theologen, der zugleich als Gemeindepfarrer und Supervisor tätig war und bewußt in der Basisposition geblieben ist. Es war die Kraft der Basis, die seinerzeit jene Entwicklungen und Veränderungen bewirkt hat, von der in dieser Betrachtung die Rede gewesen ist. Mag manches manchem verkürzt vorkommen – Realitätsbewußtsein und Realitätskontrolle jedenfalls konnte und kann an der Basis besser bewahrt werden als in anderen Positionen.

Habe ich mich nostalgischen Prämissen oder Tendenzen verdächtig gemacht?

Habe ich (wenn überhaupt) mit einem völlig unüblichen Wissenschaftsanspruch gearbeitet?

Habe ich die Chancen der Grenze überbewertet?

Habe ich die aufopferungsvolle Ausbildungstätigkeit derer, die damals die Grenze von West nach Ost überschreiten durften, zu wenig gewürdigt?

Habe ich die veränderten Bedingungen seit der Wende nicht angesprochen?

Das sind alles Fragen, die mir gestellt werden könnten. Es sind zugleich Fragen, die ich mir selbst schon gestellt habe.

Ich habe mit Nostalgie wenig im Sinn. Wohl aber möchte ich dem Ambivalenzcharakter einer Grenz-Existenz Rechnung getragen haben.

Ich habe (wenn überhaupt) mit einem wissenschaftlichen Anspruch gearbeitet, der sich zunächst empirisch definiert, aber in der Anwendung der Ambivalenzkategorie auf Übergangssituationen zugleich analytische Dimensionen gewinnt.

Ich habe womöglich tatsächlich den Chancen-Charakter von Grenzsituationen überbetont – vielleicht angesichts sonst massiver Einseitigkeit in der Darstellung der Problematik.

Ich möchte, nicht nur im nachhinein dieser Überlegungen, den Einsatz westlicher Ausbilder im östlichen Ausbildungsvakuum immer wieder dankbar erinnern. Und ich denke, daß die Supervision in den Neuen Bundesländern, also in der Nachwendezeit, noch einmal ein besonderes Problemfeld darstellt. Deshalb ist es hier unberücksichtigt geblieben.

Wie ich gemerkt habe und wie es vermutlich bemerkt worden ist: ein solcher nicht nur beschreibender, sondern bewertender Rückblick auf die jüngste Vergangenheit hinsichtlich der Supervisionsausbildung in der damaligen DDR ist seinem Wesen nach eine Synthese unterschiedlichster Faktoren aus biographischen, politischen, theologischen, beruflichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Und es bleibt ein Versuch.

Anschrift des Verf.: Pfarrer Dr. Gottfried Schleinitz, Rittergutsstr. 2, 04159 Leipzig

Während der Arbeit an diesem Artikel ist die dankbare Erinnerung an Friedrich Wilhelm Lindemann und an Reinhard Miethner besonders lebendig geworden.

Gedanken zur Geschichte von Supervision in Thüringen

„Kleine Taten, die man ausführt, sind besser als große, die man plant.“

Georg C. Marshall

Zusammenfassung: Seit Ende der 70er Jahre sind in der ehemaligen DDR unter der Verantwortung kirchlicher Träger Supervisoren/innen ausgebildet worden, die ausschließlich für Mitarbeiter/innen in der pastoralen und kirchlichen Bildungs- und Fürsorgearbeit tätig waren. Die Autoren berichten über die Organisation und inhaltliche Entwicklung der Ausbildungskurse sowie die begleitende Unterstützung für die Supervisionspraxis durch Studientage und kollegiale Supervision in Regionalgruppen. Durch die Schilderungen der Autoren wird sichtbar, wie sich unter äußeren Einschränkungen Professionalität in der kirchlichen Bildungs- und Sozialarbeit entwickelt hat.

Bei der Reflexion der Supervisionsentwicklung in Thüringen gibt es einen markanten Fixpunkt der Orientierung, die politische Wende.

Wir möchten sowohl die Zeit vor 1989 als auch danach in den Blick nehmen.

Supervision fand unter dem Dach der Kirchen statt und entwickelte sich auch dort. Die ersten Berührungen mit supervisorischer Arbeit gab es bereits 1970. Frau Theresia Hauser und Kolleginnen gestalteten einen Kurs für diözesane Führungskräfte aus dem Bereich kirchlicher Jugendarbeit auf DDR-Ebene, im Auftrag des BdKJ. Daraus erwuchs der erste berufsbegleitende Kurs in den „Methoden der sozialen Gruppenarbeit“, der supervisorisch begleitet wurde. Dieser Kurs löste eine starke innerkirchliche Resonanz aus. Er war mit ausschlaggebend für eine erste eigene Fortbildung in Methoden kirchlicher Jugendarbeit im Bistum Erfurt (1975/76). Das Neue und Aufregende dabei war, daß ein Ost-West-Team die Fortbildung verantwortete (Prof. Virnich, J. Harbig, W. Bartel, C. Kendzia).

Prof. Virnichts Engagement und Idee sind es zu verdanken, daß die fachliche Kompetenz der DDR-Kollegen gefördert und gestärkt wurde und sie so immer unabhängiger von „West-Importen“ wurden. Diese geglückte Team-Kooperation war eine gute Voraussetzung für ein neues Projekt, eine zweijährige berufsbegleitende Fortbildung für Führungskräfte in der Diözese Erfurt (1979-1981). Das Arbeitsthema lautete: „Wege zur Zusammenarbeit und partnerschaftlicher Leitung“.

An diesem Kurs nahmen über 30 Teilnehmer, die in leitender Verantwortung standen, teil, z. B. Referatsleiter, Leiterinnen von Ordensgemeinschaften und Dechanten. Im Leitungsteam arbeiteten Prof. Virnich, B. Ernsperger (Rottenburg/Stuttgart), W. Bartel (Dresden), J. Harbig (Erfurt).

Parallel zu den genannten Kursen entstand die Idee einer Supervisoren-ausbildung. Es hatte sich gezeigt, daß beratende Hilfestellungen für immer mehr Mitarbeiter/innen und Mitarbeitergruppen im kirchlichen Dienst notwendig wurde. Das „brüderliche Gespräch“ reichte nicht mehr aus. Für die berufliche Reflexion war es notwendig geworden, geeignete Berater auszubilden. Es wurden neun Teilnehmer/innen gefunden, die neben dem Interesse auch die entsprechenden Voraussetzungen erfüllten (Zusatzbildungen in Methoden und eigene Supervisionserfahrung). Von März 1978 bis Februar 1981 fand die Supervisorenausbildung für die kirchlichen Mitarbeiter und Priester aus der katholischen und evangelischen Kirche der DDR statt. Die Hauptverantwortung lag bei Prof. Virnich. Die erforderlichen Lehrsupervisionen wurden durch A. Floßdorf (Stuttgart) und M. Müller (Esslingen) erbracht. Die Durchführung der Lehrsupervision war durch die bestehende Grenzsituation nur über Berlin möglich. Die Ausbildungsabschnitte fanden an wechselnden Orten in der DDR statt. Träger der Supervisorenausbildung war das Seelsorgeamt Erfurt. Ideell und finanziell wurde der Kurs durch die Bundesstelle des BDKJ und die Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz Düsseldorf unterstützt. Das gesamte Fortbildungsvorhaben lehnte sich in den Inhalten und Standards an bewährte Fortbildungsprogramme für Supervisorenausbildungen in der Bundesrepublik an. Die Vergleichbarkeit in den Inhalten und Anforderungen war den Verantwortlichen sehr wichtig.

So wurde in Anlehnung an die Supervisorenausbildung der Fachhochschule in Esslingen ein Konzept entwickelt, welches die gesellschaftliche und pastorale Situation in der DDR berücksichtigte. Dem lag ein Supervisionsverständnis des praxisbegleitenden Lehren und Lernens zugrunde:

- die Einübung von beruflichem Handeln; die Auseinandersetzung mit dem beruflichen Alltagshandeln, z. B. das Entwickeln von Einsichten in die eigene Motivation, das Erkennen der Wirkungen der eigenen Person (negative und positive), das Erfahren der Wirkungen von Interventionstechniken auf dem Hintergrund verschiedener theoretischer Konzepte, das Gestalten und Auswerten von Prozeßabläufen
- die Auseinandersetzung mit Zielen der Dienststelle, der eigenen Berufsgruppe und des Gesellschaftssystems
- die Entwicklung von Handlungsstrategien in bezug auf die Probleme der Klienten

– die Entwicklung und Durchsetzung von Supervisionsmodellen in der Institution.

Der Supervisor hat die Aufgabe, mit dem/den Supervisanden Supervision zu planen, durchzuführen und auszuwerten. Dazu gehören:

- das Aushandeln des Kontrakts mit dem/den Supervisanden
- die Gestaltung der Beziehung zwischen Supervisanden und Supervisor und der Supervisanden untereinander
- die Gestaltung des Lernprozesses mit dem/den Supervisanden, z. B. Wechselwirkung des emotionalen und kognitiven Lernens transparent machen, Auswertung des Lernprozesses, Auswahl und Anwendung von Interventionen aus verschiedenen theoretischen Konzepten, Förderung des selbständigen Lernens und der gegenseitigen Beratung
- der Institution gegenüber eigene Supervisionskonzepte zu vertreten und Supervision im Arbeitsfeld zu organisieren.

Durch die politischen Gegebenheiten konnte diese Ausbildung nur unter dem Dach der Kirche stattfinden und war oftmals abenteuerlich, besonders für die Westreferenten und Lehrsupervisorinnen. Prof. Virnich schrieb in einer Reflexionsschrift über die Fortbildungsarbeit zum Supervisor in der DDR: „Verglichen mit anderen Fortbildungserfahrungen brachten die Teilnehmer eine überdurchschnittliche Motivation für die Supervisorenausbildung mit“, das gleiche muß an dieser Stelle von den Westreferenten und Lehrsupervisorinnen gesagt werden. Dafür an dieser Stelle ein ganz besonderes Dankeschön an Prof. Virnich, A. Floßdorf und M. Müller.

Zur Lernorganisation gehörte neben der Seminararbeit die eigene Supervisionspraxis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter fachlicher Begleitung der Lehrsupervisorinnen. Folgende Supervisionspraxis wurde gefordert und erbracht: zwei selbständig durchgeführte Lernsupervisionsprozesse (20 Sitzungen in Gruppensupervision und 20 Sitzungen in Einzelsupervision).

Die Supervisionspraxis war Inhalt und Gegenstand einer Lehrsupervision, die in der Form der Gruppensupervision von je 32 Lehrsupervisionssitzungen (3stündig) durchgeführt worden ist.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erbrachten für ihre Supervisionspraxis Zwischen- und Endauswertungen, die in der Lehrsupervision reflektiert und fachlich kontrolliert wurden. Darüber hinaus wurde von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern zusätzlich supervisionsrelevante Alltagspraxis punktuell in die Lehrsupervisionssitzungen eingebracht. Gerade in der Durchführung der Supervisionspraxis wurde die Ausbildung durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vor große Herausforderungen gestellt. So bot sich die Form der Gruppensupervision zum damaligen

Zeitpunkt als einzige Alternative und es kam nur Ostberlin in Frage, um eine kontinuierliche fachliche Begleitung gewährleisten zu können.

Nach der Ausbildung bekamen die katholischen Teilnehmer aus dem Bischöflichen Amt Erfurt-Meiningen die bischöfliche Beauftragung zur Supervisionsarbeit. Das war auch die Geburtsstunde der Regionalgruppe „Supervision“ im Bischöflichen Amt Erfurt-Meiningen.

Parallel zu den Fortbildungsinitiativen im katholisch-kirchlichen Raum gab es zahlreiche Bemühungen der evangelischen Kirche, berufs begleitende Fortbildungen in Praxisberatung/Supervision, Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung zu organisieren und durchzuführen. Im Burckhardt-Haus Potsdam – ein Bruder/Schwesternhaus von Burckhardt-Haus Gellnhausen – fanden diese Ausbildungsgänge statt.

Es gab seit Mitte der 80er Jahre eine gute kollegiale Zusammenarbeit zwischen dieser Ausbildungsstätte und der Regionalgruppe „Supervision“ in Thüringen, die mittlerweile durch Supervisoren aus der evangelischen Landeskirche Thüringen und Sachsen/Anhalt erweitert wurde. Die ökumenische Zusammenarbeit der Thüringer Supervisoren zeigte sich in gemeinsam verantworteten Projekten und Fortbildungsveranstaltungen. Die Supervisanden konnten zwischen den katholischen und evangelischen Supervisoren auswählen.

Neben der Regionalgruppe „Supervision in Thüringen“ gab es Regionalgruppen in Mecklenburg, Berlin, Sachsen und Sachsen-Anhalt. In der Arbeitsgemeinschaft Praxisberatung/Supervision und in der Arbeitsgemeinschaft Gemeindeberatung/Organisationsentwicklung trafen sich Vertreter aus allen Regionalgruppen. Dieser Vernetzung ist durch die politische Veränderung etwas verloren gegangen.

Seit 1982 gab es jährlich stattfindende mehrtägige Studientage von Ost- und Westsupervisoren, verantwortet von Supervisoren aus Thüringen. Anfangs waren es vorwiegend die Teilnehmer, Referenten und Lehrsupervisorinnen der Supervisorenausbildung unter der Leitung von Prof. Virnich. Später wurde der Kreis auch für andere Kolleginnen und Kollegen, die in der Supervisionsarbeit standen oder sich in der Supervisorenausbildung des Burckhardt-Hauses Potsdam befanden, geöffnet.

Diese Studientage wurden von den Teilnehmern gemeinsam erarbeitet und verantwortet. An dieser Stelle seien einige Themen aus der langen Geschichte genannt:

- 1982 „Ansätze und Möglichkeiten der Gemeindeberatung und ihre Übertragbarkeit auf Supervision“
- 1983 „Fortsetzung des Themas von 1982“
- 1984 „Supervision und Gemeindeberatung im Spannungsfeld von Veränderung und Stabilisierung“

- 1985 „Bedeutung meiner Lebensgeschichte für Supervision – Wertewandel im politischen System BRD und DDR“
- 1986 „Institutionelle und interpersonelle Konflikte in der Supervision“
- 1987 „Grenzerfahrungen in Ost-West-Begegnungen und im Lernprozeß Supervision“
- 1988 „Spirituelle Dimension in der Supervision“
- 1989 „Vernetztes Denken in der Supervision – meine Rolle in der Institution“
- 1990 „Die Wende – meine Erfahrungen mit der veränderten Situation nach der Revolution – neue Herausforderungen an die Supervision“
- 1991 „Veröffentlichung und Institutionalisierung von Supervision in den Neuen Bundesländern“

Die Regionalgruppe Supervision Thüringen ist in diesem langen Prozeß zusammengewachsen und besteht, trotz personeller Veränderungen im Laufe der Jahre, noch immer. Sie trifft sich regelmäßig zu Arbeitszusammenkünften und einmal monatlich zur 3stündigen kollegialen Supervision. Inzwischen haben fast alle Mitglieder der Regionalgruppe auch die Mitgliedschaft in der DGSv e. V. beantragt und erhalten. Es wurde eine eigenständige Regionalgruppe „Thüringen“ der DGSv gegründet.

Die politische Wende in der ehemaligen DDR hat auch für Supervisanden und Supervisoren Veränderungen gebracht. Die aus dem kirchlichen Arbeitsfeld stammenden Supervisoren konnten endlich Supervision im außerkirchlichen Bereich anbieten. Die „innerkirchliche“ Supervision, die in der DDR-Zeit nur kirchlichen Mitarbeitern wie Fürsorger/innen, Kindergärtner/innen, Pfarrer, Leiter/innen von Heimen, Krankenhäusern und Fortbildungseinrichtungen zugänglich war, konnte nun auch von anderen Berufsgruppen in Anspruch genommen werden. Dazu gehören:

1. Sozialarbeiter/innen in Kommunen, Verbänden, Vereinen, Beratungsstellen und Institutionen
2. Umschüler/innen, deren neues Arbeitsfeld die Sozialarbeit geworden ist, z. B. Familienpfleger/innen, Heilerziehungspfleger/innen und Suchttherapeuten/innen
3. Abteilungsleiter/innen der Kommune, Leiter/innen von Verbänden und Vereinen
4. Supervision für Studenten der Fachhochschule für Sozialwesen
5. Vorbereitung und Begleitung von Supervisanden, die sich in der Ausbildung zum Supervisor befinden.

Die Chancen und Möglichkeiten, die sich durch Supervision eröffnen lassen, haben dazu verholfen, daß wir recht schnell außerhalb der kirchlichen Mauern bekannt wurden. Wir haben diese Zeit, in der wir uns

noch heute befinden, als starke Herausforderung verstanden. Die Anfragen sind uns mehr und mehr zugewachsen, ähnlich dem „Schneeballeffekt“. So wie sich die Supervisanden verändert haben, so sind auch die Supervisionsthemen andere geworden. Die gesellschaftliche Veränderung hat viel Verunsicherung und Verlust von Sicherheiten mit sich gebracht. Dieser Prozeß ist noch immer in Bewegung. Supervision ist deshalb ein wichtiger Ort zur Klärung des eigenen Standortes, zum Begreifen der neuen Strukturen, um wieder „festen Boden unter die Füße“ zu bekommen. Supervision leistet somit einen wichtigen Beitrag für den „sozialen Teil“ der Marktwirtschaft.

Anschrift der Verf.: Edeltraud Bartel, Grenzweg 30, 99091 Erfurt
Joachim Harbig, Schulze-Delitzsch-Str. 19, 99096 Erfurt

Peter Musall

Neugier und Skepsis

Supervision in der „Wende-Zeit“

Zusammenfassung: Der Verfasser berichtet und reflektiert Erfahrungen mit „Supervision“ im Bereich der ehemaligen DDR über einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren. Dabei werden Entwicklungen ebenso unverkennbar wie künftige Aufgaben, wenn es darum geht, Supervision in den „Neuen Bundesländern“ zu etablieren.

Das ist ein subjektiver Beitrag, dessen Beschreibungen und Folgerungen sich statistisch-empirisch nicht belegen lassen. Auf der anderen Seite ist er ein Versuch, Erfahrungen und Eindrücke insbesondere der letzten sieben bis acht Jahre zu bündeln und daraufhin zu durchleuchten, ob und wie es zur Beschreibung einer Entwicklung von Supervision in den Neuen Bundesländern gekommen ist.

Basis sind die langjährigen Kontakte mit den AusbilderInnen des in der ehemaligen DDR sehr geschätzten Praxisberatungs-Programms des Burckhardthauses, eigene Mitarbeit in einem Aufbauprogramm (das für die meisten der damaligen TeilnehmerInnen schon früh zur Anerkennung durch die DGSv führte), die Tätigkeit als Lehrsupervisor, der Austausch mit den Kollegen, die Supervision in den Neuen Bundesländern zu etablieren versuchten, und schließlich die Ausbildung von SupervisorInnen im laufenden Ausbildungsprogramm des Burckhardthauses, in dem sich auch Teilnehmer aus den neuen Ländern befanden.

Diese Aufzählung macht schon die Unterschiedlichkeit der zu beschreibenden Erfahrungen deutlich. Dennoch hilft die Betrachtung des Problems von unterschiedlichen Seiten aus zur Differenzierung und damit zum Dialog. Denn was wirklich war und ist, läßt sich nur im Dialog erheben. Bei allem Bemühen um Sachlichkeit läßt sich Einseitigkeit und Einäugigkeit nicht vermeiden.

Eine weitere Begrenzung meiner Überlegungen ist dadurch gegeben, daß sich meine Kontakte und Erfahrungen ausschließlich auf den (primär evangelischen) kirchlichen Raum beziehen.

Am Anfang stand meines Wissens der Transfer sozialwissenschaftlicher Kenntnisse und Methoden aus der BRD in die kirchliche-soziale Arbeit der DDR. Es gab einerseits den Wunsch/die Neugier, Schnupper-Anteil an dem zu haben, wozu in der DDR damals kein direkter Zugang be-

stand, andererseits wuchs die Erfahrung, daß Besuche von „Westlern“ in der DDR weniger diskriminierend waren, wenn sie als Arbeitskontakte gestaltet wurden. So fand auch „Supervision“ als Reflexionshilfe bei der Durchführung solcher Arbeitskontakte Eingang in das Vokabular der DDR-KollegInnen und wurde zu einer immer wieder angefragten Dienstleistung. Vielfach wurden diese eigenen Erfahrungen mit Supervision – zumeist im Schnelldurchgang eines Wochenendes und ohne den Hintergrund der theoretischen Bearbeitung – unter der Hand als „Ausbildung“ verstanden und genutzt. Ähnlich wie in anderen Beratungs- und Seelsorgeverfahren hatte sich dadurch eine „illegale“, von Westlern begleitete Ausbildungslandschaft (z. B. Ehe- und Familienberatung) entwickelt, die viel bewegte und ermutigte, soziale/kirchliche Arbeit auch unter schwierigsten Bedingungen durchzuführen und durchzuhalten. Zugleich wurde die Schwierigkeit evident, in einem zwar wenig geschützten aber fördernden Kontext eine eigene Beratungskultur zu entwickeln und sogenannte „westliche“ Ansätze auf den gesellschaftlichen Kontext und des die DDR bestimmenden sozialistischen Wertesystem zu beziehen und zu reflektieren. Das wäre eine Überforderung gewesen, da sich zu der Zeit auch die Supervision in der BRD noch fernab wissenschaftlich fundierter Theoriebildung entwickelte. Im Westen bezog Supervision ihre Legitimation aus dem Bedarf und dem Erfolg.

Mit der etwa ab 1977 etablierten „Praxisberater-Ausbildung“ unternahm das Burckhardthaus in der DDR den Versuch einer eigenen, systematischen, theoretisch fundierten Ausbildung. Aufgrund der kirchlichen Orientierung ist „Praxisberatung“ hier zu definieren als ein Modell, das Ansätze von Gemeindeberatung und Supervision zu verbinden suchte. Wichtig waren der Feldbezug und die Handlungsorientierung. Praxisberatung war als kircheninterne Maßnahme weniger „verdächtig“ und wurde zu einer wesentlichen Unterstützung von MitarbeiterInnen und Pfarrern, die unter schwierigen Bedingungen kirchliche Arbeit machen wollten. Praxisberatung war ein stützendes, persönlich ermutigendes, solidarisches Beratungsverfahren und ein gewichtiger Beitrag zur Effektivierung gemeindlicher Arbeit. Daß diese Beratung eher handlungs- und weniger subjektorientiert war, war konsequent und kongruent, da für die BeraterInnen Möglichkeiten zu kontinuierlicher Selbsterfahrung und Kontrolle nicht gegeben waren. Wichtiger war die nachgewiesene Praxisfeld-Kompetenz und die Bereitschaft, sich überhaupt in eine beraterische Situation zu begeben.

Es ist hier nicht der Platz, diese Praxisberatung näher zu beschreiben und zu reflektieren. Als wesentlich muß aber vor allem angesehen werden, daß ein Weg besritten wurde, soziologische Analyseverfahren und

sozialpsychologische wie gruppenspezifische Erfahrungen/Kenntnisse auf das eigene berufliche Handeln anzuwenden.

Praxisberatung geschah – uns immer beschrieben als die in der DDR einzig mögliche Form der Supervision – häufig im Verborgenen. Die Heimlichkeit verstärkte sich noch, wenn ein Supervisor aus dem Westen in die DDR kam. Aus eigener Erfahrung erinnere ich heute selbstkritisch den eher konspirativen, parteilichen Charakter solcher Begleitung. Froh, alle Grenzkontrollen gemeistert zu haben, entstand ein Gefühl der Solidarität, menschlich zwar angemessen und verständlich, fachlich sicher nicht gerade korrekt!

Bei solchen sporadischen, zunehmend kontinuierlicheren Supervisionsanlässen lief für beide Seiten immer ein Gefahrenbündel mit, das nur selten bemerkt und hinreichend reflektiert werden konnte. So waren DDR-KollegInnen in der Gefahr, ihre eigene berufliche Situation nur negativ darzustellen, sich selbst primär als Opfer zu beschreiben und sich Legitimation zu holen für ihre phantasievollen, pfiffigen Versuche, das System zu „überlisten“. Der Supervisor aus dem Westen, dem oft für solche Vorgänge nur sein Staunen und seine eigene Hilflosigkeit zur Verfügung standen, blieb bisweilen stecken in mitfühlender, solidarischer Unterstützung oder guten Ratschlägen. Er spürte Druck durch den starken Wunsch nach dem Heil, das von draußen kommen sollte. Seine „mitgebrachten Ressourcen“ sollte er zur Verfügung stellen.

Die aus der Defizitbeschreibung abgeleitete Bedürftigkeit war für jeden Supervisor aus dem Westen eine große Verführung. Wurde doch seine Kompetenz mit höherem Wert versehen, als ihm das sonst begegnete. Er wurde mit einer Autoritäts- und Machtfülle bedacht, die – weil er sie nicht wirklich besaß – von ihm enttäuscht werden mußte. Für Supervisanden aus der DDR stellte sich ein „sekundärer Krankheitsgewinn“ ein: wenn schon der Supervisor aus der BRD sich und ihnen nicht zu helfen wußte, konnten sie auch nichts ändern.

Die Gefahr für einen „Gast-Supervisor“, sich als Heilsbringer zu verstehen, drückte sich paradoxerweise darin aus, daß er sich stärker anpaßte an vorgetragene Erwartungen (schon aus „Zeit-Gründen“) und eigene professionelle Ansprüche/Grundsätze manchmal zurückschraubte. Einflußreich war z. B. die hohe Wertschätzung der von DDR-KollegInnen zu erbringenden „Vorleistungen“ (enorme Anreise-Tätigkeit) und der Verzicht auf eine eigene Honorierung.

Eine klassische Anfangs-Szene – die von vielen Supervisions-KollegInnen berichtet wird: alle TeilnehmerInnen (ähnliches gilt für Einzelsupervision) saßen bereit mit Papier und Kugelschreiber, um ihre Einsichten, vor allem aber die Interventionen und Ratschläge der Supervisorin/des

Supervisors zu dokumentieren. Darin spiegelt sich für mich in besonderer Weise das Verständnis von Supervision: im Vordergrund steht das anwendungsorientierte Lernen, weniger die Reflektion eigener Erfahrungen und Gefühle auf dem Hintergrund gegebener gesellschaftlicher und institutioneller Gegebenheiten.

In den letzten DDR-Jahren zeichnete sich eine Veränderung ab. Die größeren Freizügigkeiten im Reiseverkehr erlaubten einigen eine Qualifizierung aus erster Hand durch (wenn auch getarnte) Teilnahme an Ausbildungsveranstaltungen in der BRD. Dadurch entstand der Wunsch, in der DDR eine Supervisionsausbildung zu etablieren, die „westlichen Standards“ entsprechen sollte. Die Vergleichbarkeit sollte aus dem Versuch resultieren, ein eigenes Verständnis von Supervision zu entwickeln, das sich von der bisherigen Praxisberatung unterschied. Dazu gehörte z. B. die Verstärkung der Selbsterfahrung und fundierte Lehrsupervision. Die Entwicklung wurde von der „Wende“ überholt/überrollt. Bevor sich „Eigenes“ entwickeln und profilieren konnte, war nun aus anderen Gründen „Anpassung“ gefordert.

Mit der Wende sind für mich – gleichzeitig und in der Abfolge von Schritten – drei Grundstimmungen verbunden: Aufbruch (mit eher rezeptiv-oralen Formen der „schnellen“ Bedürfnisbefriedigung) – Ernüchterung (mit Versuchen, die eigene Situation realistisch in Blick zu nehmen) – und Depression (aus Enttäuschung darüber, daß für das bisher DDR-eigene in der BRD kein Raum und keine Berechtigung mehr sein sollte). Als deutlich wurde, daß die Wiedervereinigung kein wirklich partnerschaftlicher Prozeß sein würde, schlug die Depression in Aggression um. In dieser Phase war der Ruf nach Supervision besonders häufig zu hören. Wobei sich zeigte, daß mit Supervision sehr diffuse und disparate Vorstellungen verbunden wurden. Supervision war die phantasierte Hoffnung auf eine Kraft gegen die nur noch hinzunehmenden Anpassungen oder der verzweifelte Wunsch, das Defizit an beruflicher Aus- und Fortbildung möglichst praxisnah ausgleichen zu können. In den ersten Jahren dominierte die Vorstellung von Supervision als Praxisberatung. Schwierig war, daß für den größeren Bedarf nicht ausreichend DDR-sozialisierte SupervisorInnen zur Verfügung standen. Das löste einerseits heftige Aktivitäten aus, um auf der Basis der in der ehemaligen DDR möglichen Qualifizierungen und Erfahrungen eine Anerkennung z. B. durch die DGSv zu erwirken. Andererseits wurden die Neuen Bundesländer ein interessantes Arbeitsfeld für BRD-SupervisorInnen. Wie in der Gesamtgesellschaft auch, verlief die „Anerkennung“ für die KollegInnen aus den neuen Ländern einseitig zu ihren Ungunsten. Erfahrungen aus 40 Jahren DDR wa-

ren nicht bedeutsam für West-Leute und ihr Verständnis von sozialer, beraterischer und supervisorischer Arbeit.

So waren die Anfangsjahre nach der Wende gekennzeichnet von wachsenden Empfindlichkeiten, zunehmender Verunsicherung und tiefgehenden Kränkungen. Anfangs depressiv erlitten, wuchs – mit eher regressiven Erscheinungsformen – allmählich ein Aggressionspotential zur Entwicklung von Selbstdarstellung und Selbstbehauptung der Vergangenheit als Potential für die Zukunft. Was bei Westlern zum Teil als Schwierigkeit oder mangelnde Bereitschaft zur Anpassung oder Umstellung ankam, war tatsächlich das Bemühen, eine grundlegende Lebenskrise dadurch zu bewältigen, daß ein Rückbezug zu dem hergestellt wurde, was früher zur Identität gehörte. Die Differenzen, die sich aus einer „anderen Sprache“ und der Bedeutung anderer Erfahrungen ergaben, wurden erkannt und festgehalten, ja verteidigt, weil Identitätsentwicklung nicht bei Null beginnen kann. Der Rekurs auf das aus den DDR-Zeiten bedeutsame „Wir“-Gefühl wurde reaktiviert. Ein Thema in der Supervision ist: die noch immer wirksame Realität der DDR-Vergangenheit, die nicht in der Weise zu „bewältigen“ sein wird, daß sie überwunden wird, sondern durch erarbeitete Akzeptanz und Integration möglich macht, sich neu zu orientieren und persönliches wie berufliches Handeln gegebenenfalls neu zu begründen.

Supervision hat(te) hier eine Aufgabe, die nicht sofort und nicht in dem nötigen Ausmaß erkannt und wahrgenommen werden konnte. Denn anfänglich waren handfestere Themen in der und für die Supervision – so es die denn gab – bedeutsam.

So ansteigend – insbesondere im Umfeld der neuen Fachhochschulen und der neuen Felder von Sozialarbeit – das Interesse an Supervision auch war, so diffus und unspezifisch waren die Vorstellungen und Erwartungen. SupervisorInnen hatten zu tun mit Supervisanden den eventuellen Fortbildungsbedarf oder strategische Hilfen zu formulieren, bevor die Arbeit mit Klienten zum Thema werden konnte. Denn die Tatsache, daß gerade in Projekten der Jugendhilfe MitarbeiterInnen mit arbeitsfeldfremder oder durch Aufbau- bzw. Ergänzungsausbildungen erst geschaffener Qualifikation neue Berufsrollen mit neuer Verantwortlichkeit zu übernehmen hatten, führte zu vielen Verunsicherungen. Zumal, wenn die eventuell vorhandene Amtsleitung mit westlicher Kompetenz besetzt war.

Sowohl für Fortbildung wie für Supervision erwies/erweist es sich als behindernd und demotivierend, daß bis heute keine ausreichende Arbeitsplatzsicherheit gegeben ist: wegen der Befristung zur Verfügung stehender Mittel und auch wegen fehlender Gelassenheit, gemeinsam mit Betroffenen Konzepte zu entwickeln, die dem Bedarf entsprechen. Unklar-

heit der Aufgaben, Entwertung der mitgebrachten Kompetenzen und Erfahrungen, Veränderungsdruck sind die bedeutsamen Fragen, die in fast jeder Supervision vorkommen. Dabei darf nicht ignoriert werden, daß die berufliche Situation für KollegInnen in den Neuen Ländern objektiv schwieriger ist als die der West-KollegInnen.

Doch sieht man einmal ab von den grundlegenden, politisch und strukturell begründeten Schwierigkeiten, dann sind einige Fragestellungen in der Supervisionsarbeit nach der Wende besonders zu beleuchten.

Wenn es gelingen soll, das gewohnte „Wir“ oder „bei uns“ zu überwinden oder zu problematisieren, dann ist es notwendig, die personalen, in der eigenen Person begründete Anteile wahrzunehmen und zuzulassen. Diese – heute bisweilen als Angst vor Therapeutisierung beschriebene – Schwierigkeit hat unzweifelhaft zu tun mit dem Mißtrauen, das überlebensnotwendig war, wollte man mit dem nicht konformen kirchlichen oder sozialen Engagement den Zugriffen des ständig kontrollierenden Staatsapparates entgehen. Dabei braucht es sehr viel Behutsamkeit und Einfühlung, diese Ängste nicht abzuwehren, aber gleichzeitig zur Realitätsüberprüfung anzuregen. Denn Selbstvertrauen kann sich nur entwickeln, wenn und wo Vertrauen nicht mißbraucht oder enttäuscht wird/wurde.

Auch der Umgang mit Autorität(en) – eigener und fremder – berührt Probleme. Es zeigen sich übermäßige Tendenzen zur Anpassung an die als streng erlebten, in der Phantasie immer noch mächtigen Über-Ichs. Ich-Entwicklung war nur in eingegrenztem Maße möglich. Allerdings muß mitbedacht werden, daß Ich-Entwicklung auch durch die Einbettung in das Kollektiv nur unzureichend darauf vorbereitete, Verantwortung ohne die übliche kollektive Absicherung zu übernehmen. Bisweilen findet das seinen Niederschlag darin, daß eine Rollendifferenzierung nur schwer gelingt: Leitung, Beratung und Kontrolle waren mit ein und derselben Person verbunden.

In heutigen beruflichen Zusammenhängen dient das „WIR“ allerdings nicht nur der Abwehr aktueller (Über-)Forderungen, sondern zugleich der Abgrenzung, um den Wert eigener Erfahrungen und Kompetenzen in Spiel bringen zu können.

Zu den „schwierigen“ Themen der Supervision gehören einerseits die Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen, vornehmlich den aggressiven, und andererseits die vorherrschende Definition der eigenen Rolle zu DDR-Zeiten als Opfer (der kommunistischen Ideologie und Gesellschaft). Aufgrund der nachweislichen Benachteiligungen oder Einschränkungen wird der eigene Anteil geleugnet. Es ist schwer, erlebte Opfer-Gefühle auf ihre unterschiedlichen Anteile hin zu untersuchen.

An all diesen Fragen, die heute – fünf Jahre danach – Themen der Supervision geworden sind, wird zweierlei deutlich: einerseits die Veränderung der gesellschaftlichen und der persönlichen Situation der Supervisanden macht es möglich, die persönlich-biographische Seite im Sinne der ICH-Entwicklung ins Spiel zu bringen; andererseits wird erkennbar das intensive Bemühen, neue berufliche und soziale Identität zu entwickeln, die das „Alte“ integrieren kann, damit es nicht länger versteckt und verleugnet werden muß. Dies wird um so notwendiger, je mehr Kritik als Existenzbedrohung erfahren wurde. Die erlernten Problemlösungen und die erworbenen Gesellschaftsbilder (z. B. hinsichtlich Partnerschaft von Frau und Mann, Stellenwert von Familie) reichen nicht mehr aus, um situationsadäquate Rollen zu entwickeln und zu übernehmen.

Inwieweit Supervision in den Neuen Ländern das leistet oder leisten kann, vermag ich nicht einzuschätzen. Ich bin eher skeptisch, da es diese Möglichkeit zur Reflektion und gegebenenfalls zur Veränderung in erlebten und berichteten Supervisionen nur selten/wenig gab. Dennoch liegt hier eine Aufgabe vor, an deren Bearbeitung Supervision mitwirken kann. Denn wiedervereinigt wurden nicht nur zwei unterschiedliche Gesellschaftssysteme und politische Ideologien, sondern in dem „neuen Deutschland“ begegnen sich auch unterschiedliche Kulturen der Problemerkhebung und der Konfliktbearbeitung. Es wird darum gehen, neue „Bilder, die Sinn versprechen“, und neue Begründungen für gesellschaftliches Handeln zu entwickeln und zuzulassen, damit berufliches (Rollen-)Selbstbewußtsein entstehen kann. Daß SupervisorInnen heute stärker noch als vor fünf Jahren von der Schwierigkeit der Supervisanden berichten, sich auf Prozesse einzulassen, in denen es um die eigene Person und ihre Rollen geht, mag verwundern. Ich sehe darin Zeichen einer Entwicklung, die kenntlich machen, daß die Zeiten der ausschließlichen Handlungsorientierung im Sinne der Praxisberatung dem Ende zugehen. Dennoch muß davor gewarnt werden, solche Entwicklungen zu forcieren. Im Gegenteil, Supervision sollte in den Neuen Ländern vor allem dazu helfen, soziale und psychische Räume zur Verfügung zu stellen, daß angstfreies Lernen und vertrauensvolles Sich-Öffnen ohne den üblichen „Leistungsdruck“ möglich wird. Weniger (an Zielen und Themen) ist da oft mehr. Und ein „Mehr“ an Zeit, die „Zeit-Lupe“ im wahrsten Sinne des Wortes, wäre sicherlich förderlich.

Notwendig erscheint mir für die neuen Länder Supervision als einfühlsame Begleitung – auch unter Einbezug kreativer Möglichkeiten –, eine Supervision, die Probleme nicht nur subjektiv verarbeitet, sondern auch offen ist für die Bedeutung und Wirkung von kollektiver Verursachung und Ausprägung. Offenheit für „Neues“ (neue Rollen, neue Strukturen,

neue Verantwortung) kann meines Erachtens nur dort entstehen, wo das „Vertraute“ aus der Vergangenheit als das dem eigenen Wesen „Fremde“ erkannt wird. Und das geht nur behutsam und allmählich.

Kennzeichneten die Begriffe „Neugier“ und „Skepsis“ in den Anfängen der Wendezeit zwei aufeinanderfolgende Phasen, so sind sie heute gleichzeitig vorhanden. In den Neuen Ländern – aber nicht nur da – ist Supervision konfrontiert mit beidem. Beides ist notwendig und berechtigt. Denn ohne Neugier wird es keine Veränderung geben, ohne Skepsis wird das nicht Bestand haben, was in den Prozeß der Veränderung integriert werden will/soll.

Die beschriebenen Phänomene, Eindrücke und Erfahrungen machen deutlich, daß eine Entwicklung stattgefunden hat, noch im Gange ist. Supervision ist – obwohl SupervisorInnen mit DDR-Hintergrund immer noch nicht ausreichend da sind – etabliert als Beratungsinstrument in der sozialen Arbeit. Eine spezifische Theorie der Supervision für die neuen Länder scheint nicht angezeigt, trotz der vielleicht notwendigen besonderen Fokussierungen von Themen und Problemen. Auch muß das Ende der Wende-Zeit endgültig konstatiert werden. Die Frage, die sich heute stellt – gesellschaftlich und auch supervisorisch – ist, ob und wie es zu einem „konziliaren Prozeß“ der Auseinandersetzung und Verständigung in der sozialen Arbeit kommen kann.

Anschrift des Verf.: Direktor Peter Musall, c/o Burckhardthaus e. V., Evangelisches Institut für Jugend, Kultur- und Sozialarbeit, Herzbachweg 2, 63571 Gelnhausen

Im Osten nichts Neues?

Zur Identität von SupervisorInnen in den Neuen Ländern

Zusammenfassung: In der ehemaligen DDR wurde von Psychologen ein Konzept für berufliche Beratung – „Verhaltenstraining“ – entwickelt und praktiziert. Der Autor informiert über das Beratungskonzept und die „Nische“ für die Beratungspraxis. Dabei wird Vergleichbares zwischen der Beratung in Ost und in West aufgezeigt. Die Suche nach den Unterschieden wird relativiert.

1. Terra incognita

Wenn dieser Beitrag erscheint, ist es bereits drei Jahre her, daß auf einer Mitgliederversammlung der DGsv in Berlin dem Osten Deutschlands als Arbeitsfeld von SupervisorInnen viel gebündelte Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Einige Leser werden sich gewiß an die Workshops und lebhaften Diskussionen erinnern. Ich selbst, ein Supervisor aus dem Osten, habe vor allem die persönlichen Begegnungen mit den KollegInnen aus dem geographischen Westen, Süden und Norden der Republik in plastischer Erinnerung. Wie schon Jahre zuvor von den psychologischen Fachkollegen, wurde ich auch hier auf liebevolle Weise bestaunt, als „Spezies professionalis“ aus einem wenig bekannten Gebiet, als Phänomen einer anderen, zum Teil fremden Kultur. Das hat mir nicht geschadet, da ich auch jetzt noch das Gefühl habe, etwas zur Aufklärung über Entwicklung und Lebensbedingungen einer seltenen Art beigetragen zu haben. Die Fragen, die heute aufgeworfen werden, so scheint mir, sind oftmals noch die von gestern. Vielleicht ist es deshalb so wichtig, heute darauf zu antworten.

Eine Frage, die immer wieder gestellt wird, lautet: Gab es früher bei Euch überhaupt Supervision? Ich beantworte sie in der Regel mit Nein und Ja. Den Begriff Supervision gab es im offiziellen Sprachgebrauch *nicht*. Eine Ausnahme bilden die kirchlichen Einrichtungen, in denen Supervisionsausbildung betrieben wurde. Zu dieser Traditionslinie, der ich nicht angehöre, kann ich hier keine kompetenten Aussagen machen. Ich verweise an KollegInnen, die dort ihre Wurzeln haben.

Nun zum „Ja.“ Auch in der ehemaligen DDR wurde in professionellen Kontexten beraten. Es gab Einzelberatungen für Führungskräfte zu Führungsproblemen und zur beruflichen Identität, es gab Beratungsprozesse für Gruppen und Kollektive, es gab in zarten Ansätzen Beratung für Organisationsstrukturen. Das alles lief unter einer anderen Begrifflichkeit als Supervision. Supervision war wohl den meisten von uns als Wort bekannt, machte aber in unserer Arbeit für uns selbst und die Auftraggeber oder Klienten keinen Sinn. Ich wäre damals, als ich vor 10 Jahren anfang, aber auch später, kurz vor der Wende, nie auf die Idee gekommen, mich Supervisor zu nennen. Anders war es in der therapeutischen Ausbildung von Psychologen und Ärzten. Dort hatten Supervision und Balintarbeit im Sprachgebrauch einen Platz. Um diese Formen von Supervision soll es hier nicht gehen.

Die Definitionsmacht, die bestimmt, was Supervision zu sein hat, nahmen wir erst viel später wahr: nämlich meist erst dann, wenn es um existentielle Fragen ging. Kann ich das, was ich bisher an Beratungsleistungen angeboten habe unter dem neuen Titel verkaufen? Darf ich das einfach so? Wer bestimmt das? Regelt das der Markt mit Nachfrage und Angebot? Bin ich ein Supervisor oder eine Supervisorin, darf ich mich so nennen? Paßt das in mein eigenes Rollenverständnis? Ist das SupervisorIn-Sein Teil meiner beruflichen Identität? Als radikaler Konstruktivist (auch eine Selbstdefinition) habe ich wenig Ehrfurcht vor begrifflichen Etiketten, denn alles, was sprachlich existiert, ist irgendwann von jemandem gesagt worden. Und alles ist frag-würdig! Dennoch erlauben nur die von mehreren Menschen gemeinsam und gleich benutzten Sinnzuschreibungen eine gewisse Art von Verständigung. Wenn ich nun heute das, was ich tue, mit der gängigen Definition von Supervision für vereinbar erachte, wenn ich mich selbst Supervisor nenne und meine Kunden und Auftraggeber mich für Supervision bezahlen, ist dann alles in Ordnung? So einfach geht das nicht, werden viele von Ihnen sagen. Für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der SupervisorInnen müssen schon Leistungen nachgewiesen werden, muß ein gewisser Preis bezahlt werden. Wir wissen, daß das, sozialpsychologisch gesehen, höchst sinnvoll ist, weil es die Attraktivität einer Gruppe oder Organisation ausmacht (vgl. „comparison level“ bei Irlé 1975, Thibeaut & Kelley 1959). Die Mitglieder bringen Leistungen in Form einer anspruchsvollen, aufwendigen Ausbildung und erhalten als Gegenleistung berufsständischen Schutz und gebahnten Zugang zum Markt. Dieses Prinzip bewährt sich besonders dann, wenn von außen verstärkt Bedürfnisse nach Mitgliedschaft angemeldet werden.

2. Die Wurzeln

Wenn ich mich unter meinen KollegeInnen aus der ehemaligen DDR, die heute Supervision anbieten, umschaue, so handelt es sich zu fast 100 % um Psychologen und Psychologinnen. Wie gesagt, mit Ausnahme der kirchlich sozialisierten SupervisorInnen. In der DDR gab es keine Berufsgruppe der SozialarbeiterInnen und somit keine klassische sozialarbeiterische Tradition für Supervision, wie das in den alten Ländern der Fall war. Und die ist dort offenbar auch erst langsam gewachsen und zu einer Kultur geworden. Nach und nach kommen nun die ersten nach den DGSv-Richtlinien ausgebildeten SupervisorInnen verschiedener anderer Berufe auch aus den neuen Ländern auf den Markt.

Die Generation, zu der ich mich zähle, hat ihre Wurzeln nahezu einheitlich in der Fort- und Weiterbildung und im Training von Fach- und Führungskräften. Dazu kommt in der Regel eine therapeutische Zusatzausbildung, auch wenn wir nicht in Kliniken oder Praxen arbeiteten. Das Spektrum reicht hier von der Gesprächspsychotherapie nach Rogers, der TZI, der systemischen Therapie und Verhaltenstherapie bis hin zu Psychodrama und gestalttherapeutischen Ansätzen. Die eigentliche Basisqualifikation bildet allerdings das sozialpsychologische Verhaltenstraining. Diese curriculare postgraduale Weiterbildung stand ausschließlich PsychologInnen offen und wurde von der Gesellschaft für Psychologie der DDR getragen. An den Universitäten Jena und Leipzig gab es entsprechende Ausbildungsgänge, die in der Grundstufe bereits Studenten in den letzten Semestern offen standen. Der Qualifikationsnachweis „Trainerpaß“ berechnete zum eigenständigen Entwickeln und Durchführen von Verhaltenstrainings in der Erwachsenenbildung für Betriebe und soziale Einrichtungen. Die Trainings waren mit den psychologischen Personalbildungen und Managementseminaren im Westen vergleichbar. Ohne hier im einzelnen auf die speziellen Inhalte der Trainerausbildung, die es übrigens seit Ende der 70er Jahre gab, eingehen zu wollen, möchte ich zur Orientierung einige Schwerpunkte nennen: Selbsterfahrung in Gruppen, Gruppendynamik, Gruppenpädagogik, Prinzipien des Lernens im Erwachsenenalter, Verhaltensmodifikation u. a. m. Damit kein falscher Eindruck entstehe, es war *keine* Ausbildung zum Supervisor und mir liegt es fern, sie als solche umzudeuten. Wir nannten uns Verhaltenstrainer und bildeten eine kleine überschaubare Gemeinschaft, die aber nach den gleichen sozialpsychologischen Universalien funktionierte, wie die der SupervisorInnen. Wir warfen niemandem die Eintrittskarte zu unserem Club hinterher.

3. Die Gretchenfrage

Wie war es mit der staatstragenden Ideologie bei den Berufsgruppen, die an politisch sensiblen Themen wie berufliche und soziale Identität, Rolle, Führung und Macht gearbeitet haben? Welches Menschenbild stand hinter einer solchen Arbeit, in einem solchen System? Die PsychologInnen *und* TrainerInnen, die direkt für die Machtorgane des Staates gearbeitet haben, lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen. Insofern ist die Geschichte von stasiverseuchten psychologischen Fakultäten eher nur von journalistischem Wert. Rechne ich die taktischen ideologischen Manöver ab, die damals notwendig waren (z. B. hießen die Führungskräfte „sozialistische Leitungskader“), so bleibt auch aus heutiger Sicht eine frühe Prägung durch die Leitbilder der humanistischen Psychologie wie Rogers, Maslow, Ruth Cohn bestehen. Als Praktiker waren wir genauso Pragmatiker wie unsere westlichen Kollegen und legten das Maß der Machbarkeit an. Die Trainingsprogramme, nach denen ausgebildet und gearbeitet wurde, hatten sehr große Ähnlichkeit mit den Konzepten von Gordon, Schwäbisch & Siems und Vopel. In Leipzig gab es an der Universität eine Psychodrama-Nische, in der sogar Moreno-Schüler Workshops und Ausbildungseinheiten machten. Nicht ganz offiziell, aber mit großer Ausstrahlung auf diejenigen von uns, die nicht daran teilnehmen konnten. Die westliche Originalliteratur war zwar knapp und immer ausgeliehen, aber in der Regel frei zugänglich. Vermittelt wurde ein kooperatives Führungsmodell, das sowohl auf Marxschen als auch auf humanistisch-psychologischen Grundlagen fußte, sich aber mit der realsozialistischen Praxis prinzipiell nicht vertrug. Wir hatten die Möglichkeit, das Menschenbild für unsere Arbeit selbst zu entwickeln und uns anzueignen. Ich denke, daß es über die Systemgrenzen hinweg auf diesem Gebiet eine Übereinstimmung der BerufskollegInnen in Ost und West gab, die nach der Öffnung die Grundlage für Verständigung dargestellt hat.

Die Frage nach dem Menschenbild wird bedauerlicherweise selten so deutlich gestellt und beantwortet. Sie leitet sich eher indirekt aus der beruflichen Sozialisation ab, z. B. bei welchem Institut und bei wem jemand seine Ausbildung gemacht hat. Wenn die Postmoderne bald auch die Supervision erreicht hat, wird schon der Zeitgeist dafür sorgen, daß wir uns auch in dieser Frage nicht weiter festlegen müssen.

4. Die Arbeit

Um zu illustrieren, was damals von den PsychologInnen, die in der Fort- und Weiterbildung beschäftigt waren an supervisions-relevanter Arbeit geleistet wurde, möchte ich hier drei Prozesse schildern, die als Prototypen unserer Arbeit gelten können.

Erstes Beispiel: ein fünftägiges Kommunikationstraining und seine Folgen. Die Gruppe besteht aus zehn Kadern, Abteilungsleiter und stellvertretende Werksleiter eines Maschinenbau-Großbetriebes. Sie trifft sich in der Klausur eines abgeschiedenen Ferienheimes in der Sächsischen Schweiz. Es geht den Teilnehmern darum, ihre Gesprächsführung so zu verbessern, daß ihre Mitarbeiter reibungsloser funktionieren, also ohne zu meckern ihre Arbeit machen, ihren Vorgesetzten keine zusätzlichen Schwierigkeiten bereiten und den Plan erfüllen. In dem sich entwickelnden Gruppenprozeß zeigen sich sehr schnell die Rollenkonflikte der Führungskräfte, ihre oft zerbrechliche Identifikation mit der Aufgabe, mangelnde Anerkennung, der Druck ihrer Sandwichposition, persönliche berufsbezogene Sorgen und Nöte. Die Atmosphäre ist vertrauensvoll und offen, niemand hat Angst bespitzelt zu werden. Eine der wenigen Chancen, über sich als berufliche Person zu reflektieren, wird wahrgenommen. All das wird zum Thema gemacht. Die Gesprächsführung gerät zum Vehikel für einen kollegialen Beratungsprozeß unter Leitung des Trainers. Die Teilnehmer können ihre Vorgesetzten überzeugen, eine erste und eine zweite Aufbauveranstaltung ins Leben zu rufen, um an den für sie wichtigen Themen weiter zu arbeiten. Neben dem so entstandenen Intervalltraining bitten drei der Leiter um Einzelberatungen, die sie ausdrücklich nicht als Therapie verstanden wissen wollen. Diese Beratungsprozesse entwickeln sich über mehr als ein Jahr. Zweites Beispiel: Sozial-Psychologinnen aus einem Mikrobiologischen Institut der Akademie der Wissenschaften begleiten Projektgruppen aus der Forschung als Beraterinnen für alle Fragen der Gruppenentwicklung, Konfliktbewältigung und Arbeitsstruktur, von der Gründung bis zur Abschlußverteidigung der Forschungsaufgabe. Dies nicht nur aus eigenem Forschungsinteresse oder als wissenschaftspolitisches Feigenblatt, sondern in der Überzeugung, Gruppenprozesse positiv zu beeinflussen zu können. Damals wurde etwas für uns völlig Neues entwickelt. Es entstand das neue Selbstverständnis als Sozialwissenschaftler und Berater, auf naturwissenschaftliche Forschung unmittelbar vor Ort Einfluß nehmen zu können. Diese Beratungsarbeit mit Gruppen begann Anfang der 80er Jahre und dauerte bis zur Wende an. Es blieb nicht bei einem Einzelfall, wenngleich von einer Kultur der Teamberatung und Begleitung noch lange nicht gesprochen

werden konnte. Wie unsere westdeutschen KollegInnen mußten wir die Verantwortlichen überzeugen, daß am Ende nicht nur der Happiness-Index der Gruppe stimmt, sondern ein ökonomisch meßbarer Effekt herauskommt. – Drittes Beispiel: Das Training „natürlicher Gruppen“. Auf diesem Gebiet tat sich ebenfalls Mitte der 80er Jahre einiges (s. Jacob & Selter 1990). In Jena wurden Leitungskollektive von Carl Zeiß von Psychologen trainiert und beraten. In Leipzig gab es erste Ansätze zur Beratung von Organisationsstrukturen bei einem Wohnungsbauunternehmen. Für viele Trainer galt das Feld der sogenannten realen Gruppen als besonders anspruchsvoll. Basierend auf neueren sozial-psychologischen Theorien und Ansätzen aus der systemischen Familientherapie, gab es bereits neben der Praxisreflexion Tendenzen zur wissenschaftlichen Konzeptualisierung. Damals verband uns das Bestreben, so dicht wie möglich am Prozeß von Gruppen und Kollektiven zu arbeiten und diese sozialen Systeme über längere Zeit Beraterisch zu begleiten. Wir sind uns bewußt gewesen, daß wir die Grenzen der normalen Aufgaben in der Weiterbildung und damit auch des Verhaltens- oder Kommunikationstrainings überschritten haben. Für diejenigen Kollegen jenseits der Mauer, die sich Organisationsberater, Supervisor oder Coach nannten und uns bei unserem Treiben beobachten konnten und durften, war es nicht ganz verständlich, warum wir so eiserne an unserer Identität als TrainerInnen festhielten. Mit diesem Training hatten wir etwas, was unter extrem rigiden und paranoiden gesellschaftlichen Verhältnissen eingeführt und wenn auch nicht offiziell abgesegnet, so doch zumindest geduldet wurde. Die TrainerInnen in der ehemaligen DDR besetzten somit eine Nische, klein und überschaubar, persönlich und prosozial aber dennoch innovativ.

5. Der Markt

Später als die Vertreter anderer Berufsgruppen machten sich offensichtlich die SupervisorInnen aus dem Westen auf, um den Osten ob seiner Brauchbarkeit als Arbeitsfeld für Supervision zu erkunden. Welche Gründe gibt es dafür? Autohändler, Immobilienmakler und Unternehmensberater sind, wenn sie gute Geschäfte machen wollen, gezwungen, die ersten am Platze zu sein und ihre Claims abzustecken. Im Gegensatz dazu fragt ein West-Supervisor 3 1/2 Jahre nach der Wende in einem Referat: „Erstrecken wir uns nach Osten? Die Supervision auf Standort-suche“ (Brauner 1993). Diese behutsame Art des Herangehens unterschied sich sehr wohltuend von der vieler anderer Berufsgruppen und dokumentierte offenbar das Selbstverständnis der Profession: man wollte

nicht kolonisieren. Aber warum gibt sich der Berufsverband der SupervisorInnen offiziell so zögerlich zum Thema Ost-Expansion, wenn es doch gleich nach dem Mauerfall Arbeitskontakte und praktische West-Supervision vor Ort gab? Sind das die selbstreflexiven Skrupel der supervidierenden Berufspersonen oder war der Osten als Markt bis dato recht uninteressant? Beantworten lassen sich diese hypothetischen Fragen wohl nur damit, was in der Zwischenzeit real passiert ist. Dazu geben ja die Beiträge dieses Heftes einige Auskunft. Supervision oder supervisionsähnliche Beratungsleistungen wurden in der DDR nicht auf einem Markt angeboten, der mit dem in der alten Bundesrepublik vergleichbar gewesen wäre. Beratungsangebote wurden nicht öffentlich gemacht und entsprechend verschlüsselt war die Nachfrage. Man stelle sich diesen Prozeß ähnlich dem vor, was in der DDR-Wirtschaft passierte, die den Mangel, der auf nahezu allen Gebieten herrschte zu verwalten hatte. Begehrte Waren wurden unter dem Ladentisch verkauft und nur wenige hatten Zugang zu ihnen. Bestimmte Bedürfnisse (z. B. nach sogenannten Luxusgütern) sollten nicht geweckt werden. Die Qualität der so gehandelten materiellen und ideellen Produkte war dabei nicht zwangsläufig gering, sondern oft recht hoch. Für uns war das die gesellschaftliche Realität, deren Muster auch unser eigenes Verkaufsverhalten beeinflusste. Es gab anfangs praktisch keine Konkurrenz unter den Anbietern, denn es waren derer nicht viele. Mit den wachsenden Bedürfnissen der Beratungskunden und den sich entwickelnden Qualitätsansprüchen, trennte sich die Spreu vom Weizen. Feste Anbieter-Nutzer-Beziehungen entstanden, die jahrelang ungestört blieben. Wie in vielen anderen Bereichen hatte sich eine Nischenkultur entwickelt, geschützt vor den rauen Winden der mehr oder weniger sozialen Marktwirtschaft. Nach dem Fall der Mauer und etwas später mit der Währungsunion gab es die erste gewaltige Flutwelle der bis dahin aufgestauten Konsumbedürfnisse. Etwas später folgten die Wellen von Umschulung, Anpassungsqualifizierung und Weiterbildung für das neue Staats- und Wirtschaftssystem. Von einem ähnlich massenhaft artikulierten Bedürfnis nach Supervision war allerdings nichts zu hören. Die Supervisionspioniere aus dem Westen, die zur Stunde Null gekommen waren, sind die wahren Kolonisatoren gewesen. Sie mußten erst einmal die Saat bereiten, bevor jemand an Ernte denken konnte. Dann folgten Jahre der Pflege und Reife und da hieß es warten, hoffen und geduldig sein. Die ersten Jahrgänge gab es dann um 1993/94. Verwaltungen und das Gesundheits- und Sozialwesen wurden weitgehend nach westlichem Vorbild organisiert. Es existierten nun vielschichtige soziale Dienste, besetzt mit Sozialarbeitern und Sozialpädagogen. Die klassische Klientel der SupervisorInnen war da. Somit gab es erstmals ein

klar definiertes, strukturelles Bedürfnis nach Supervision. Das genau sollte von den Kolleginnen und Kollegen aus dem Westen befriedigt werden.

6. Was gut ist, setzt sich durch

Diesen Slogan konnte man vor nicht allzu langer Zeit auf Berliner Plakatwänden lesen. Geworben wurde für das Bier einer Ostberliner Brauerei. Ob diese Aussage letztendlich durch die harten Zahlen des Absatzes belegt wird, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber darauf kommt es wahrscheinlich gar nicht an. Vielmehr scheint dieser wieder aufgewärmte Mythos der Moderne eine für den Osten Deutschlands identitätsstabilisierende Wirkung zu haben. Jedoch nur der Glaube reicht nicht aus, wie wir als Supervisoren wissen. Wieviel weniger Gutes oder gar Schlechtes hat es geschafft, sich durchzusetzen? Es kommt auf die richtige Präsentation und (Selbst-)Inszenierung an, auf gut funktionierende Informationskanäle und Beziehungen. Identität entsteht immer auch durch den sozialen Vergleich. Was, oder besser gesagt: wie präsentieren wir uns als SupervisorInnen aus dem Osten im Vergleich zum Westen? Stelle ich mir die klassischen Identitätsfragen: Wer bin ich? Wo gehöre ich hin? Wo komme ich her? Wie lange werden wir informell oder offiziell überhaupt mit dieser geographischen Herkunftsbezeichnung „Ost“ durch die Gegend laufen? Für wen macht das Sinn? In anderen Feldern meiner beruflichen Identität (Training und Therapie) fragt mittlerweile niemand mehr danach. Würde ich z. B. 500 Meter weiter nördlich wohnen und 2 km weiter südlich arbeiten, läge mein Wohnsitz in Berlin-Wedding und meine Praxis in Kreuzberg; verschiedene Fragen würden mir nicht mehr gestellt werden. Vielleicht ist der Zusatztitel „Ost“ viel eher ein Problem der eigenen Identifizierung. Zygmunt Bauman schreibt dazu: „Identität ist das Problem von Menschen, die noch nicht sicher sind, wohin sie gehören und ob sie mit ihrer selbstdefinierten Einordnung auch von den anderen akzeptiert werden. (...) Das Streben nach Identität ist unser Bemühen, dieser Unsicherheit zu entkommen“.

Von Vertretern eines gut etablierten Berliner Supervisionsinstituts hörte ich vor Jahren in einer Diskussion das Argument der unterschiedlichen Kulturen in Ost und West, weshalb oft die Verständigung und vor allem eine Kooperation sehr schwierig wären. Damals habe ich das als Signal der Abgrenzung von westlicher Seite verstanden. Heute erscheint es mir als logischer Schritt, um die Identität (West) zu wahren und die eigene Kultur zu schützen und zu erhalten. Übrigens wird im westlichen

Berlin die Befürchtung, in manchen Lebensbereichen gänzlich zu „ver-osten“, mittlerweile offen gäußert.

Die relativ geringe Zahl der SupervisorInnen (Ost), die beruflich so sozialisiert worden sind, wie ich das weiter oben beschrieben habe, kann die Identität der SupervisorInnen (West) wohl kaum erschüttern. Eher die Arbeit vor Ort, in den östlichen Ländern, der Taiga der Bundesrepublik! Umgekehrt ist das genauso, wenn wir den vertrauten Kontext verlassen. Berlin als Schmelztigel der Nation mag eine Ausnahme bilden. Ost und West sind dort, wo wir Supervision betreiben, bereits gut vermischt. Daß wir uns auf unserem eigenen Feld Gedanken machen mußten und müssen, woher wir kommen, was wir bisher geleistet haben und was wir zu unserer Legitimation vorweisen können, hat sicher im einen oder anderen Fall zu Ermüdungserscheinungen geführt. Ich bin der Überzeugung, wir sollten über so viel Gelegenheit zur Selbstreflexion froh und dankbar sein. Waren und sind das doch wesentliche Impulse, über die Identität als Supervisoren nachzudenken, und sie schließlich auch zu finden.

Anschrift des Verf.: Joachim Selter, Weinbergsweg 24, 10119 Berlin

Literatur

- Bauman, Zygmunt (1995): Identität bedeutet immer: noch nicht. Ein Gespräch mit Z. Bauman. In: *Psychologie Heute*, 8, S. 54-58.
- Brauner, Th. (1993): „Erstrecken wir uns nach Osten? Die Supervision auf Standortsuche.“ Referat auf der Mitgliederversammlung der DGSv in Berlin.
- Irle, M., Thibeaut & Kelley (1993): Konvergenz und Divergenz in Gruppen. In: Frey, D., Irle, M.: *Theorien der Sozialpsychologie Bd. II*. Bern, Huber 1993.
- Jacob, S. & Selter, J. (1990): Training in realen Gruppen. In: *Psychologie-Information der Gesellschaft für Psychologie der DDR*, 1, S. 46-50.

INTERVIEW

Interview mit Jörg Fellermann, Vorstandsmitglied der deutschen Gesellschaft für Supervision e.V., und den Redakteuren der Zeitschrift FoRuM Supervision, Angela Klische und Franz Leinfelder

FS: Herr Fellermann, Sie sind seit dem 18. März 1995 Vorstandsmitglied in der DGSv und dort mit dem Ressort „Supervision in den Neuen Bundesländern“ betraut. Bei Ihrer Wahlwerbung haben Sie sich als „Experte“ für die Supervision in Ostdeutschland profiliert und Vorstellungen für die Integration von Supervision in Ost und West vorgelegt. Im April 1995 haben Sie auf einer Fachtagung des Halleschen Instituts für Soziale Praxis e. V. in Halle/Saale zum Thema „Supervision in Ostdeutschland – Beratungsarbeit mit einigen Unbekannten“ gesprochen vor ca. 100 leitenden Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aus sozialen Institutionen sowie möglichen InteressentInnen für Supervision und Supervisionsausbildungen. Was war Ihr Anliegen, was haben Sie den Zuhörern dort gesagt und wie verlief die Diskussion?

Jörg Fellermann (J.F.):

Zunächst danke ich FoRuM Supervision, daß Sie mir die Gelegenheit geben, als Vorstandsmitglied der DGSv in einem Interview meine Erfahrung und meine Positionen zum Thema Supervision in Ostdeutschland darzulegen. Mit der Vorstandswahl in Bremen im März 1995 hat die DGSv entschieden, sich mehr als in vergangener Zeit möglich um die Supervision in Ostdeutschland zu kümmern. Die DGSv will mitwirken, Supervision zu fördern, zu entwickeln und zu kontrollieren. So war mein erstes Interesse an dieser Tagung in Halle, die Position der DGSv zu präsentieren, mich als Ansprechpartner für Interessierte an der Sache Supervision vorzustellen und für die Diskussion zur Verfügung zu stehen. Ich habe eigene Erfahrungen als Supervisor und einige Gedanken zu meinem Supervisionskonzept vor dieser Zuhörerschaft dargestellt, um dann mit den Ausbildungskandidaten, den Leiterinnen und Leitern sowie den potentiellen SupervisandInnen in einen Dialog über Supervision zu kommen.

FS: Wie kommen Sie zu diesem Interesse und was motiviert Sie, sich für diese Rolle und Aufgabe auch innerhalb der DGSv zu engagieren?

J.F.: Ich komme zu diesem Interesse und zu diesem Engagement dadurch, daß ich gemerkt habe, daß ich als Einzelperson – und Supervision ist im wesentlichen eine Arbeit, die man als Einzelner tut – wenig Chancen habe, Supervision in Ostdeutschland so möglich zu machen, daß ich auch als Westdeutscher dort gut arbeiten kann. Ich komme dazu, weil ich

als westdeutscher Supervisor immer wieder den Eindruck habe, an vielen Orten ist Supervision erforderlich, wenn nicht sogar notwendig. Mein Interesse an verbandlicher Arbeit im Osten hat also damit zu tun – das sage ich so gerade heraus –, mir auch meine eigene Arbeit leichter zu machen. Damit denke ich allerdings auch, Kolleginnen und Kollegen der Zunft in ihrer Arbeit zu unterstützen und es den SupervisandInnen leichter zu machen zu sagen: „Das ist etwas, was wir gerne auch machen wollen“. Erfahrungsgemäß ist es so, daß es denen, die bislang in der ehemaligen DDR keinen Zugang zu Beratungsformen hatten, sehr schwer fällt einzuräumen, daß ein Beratungsbedarf bei ihnen bestehen könnte. Also, mein Interesse an der verbandlichen Arbeit ist, den Umgang mit „der Sache“ Supervision insgesamt zu erleichtern, für die SupervisandInnen und auch für mich und für Kolleginnen und Kollegen.

FS: Also eine Mischung aus persönlichen Motiven und verbandspolitischen Zielsetzungen! Diese Spannung zwischen individuellen Motiven und „kollektiven“ Bestrebungen ist ein wesentlicher Teil der Problematik, mit der Sie und die Kolleginnen und Kollegen in den Neuen Bundesländern zu tun haben. Teilen Sie diese Einschätzung?

J.F.: Ja sicher teile ich diese Einschätzung. Insgesamt ist in der Supervisionsarbeit zu merken, wie unterschiedlich westdeutsche Menschen und ostdeutsche Menschen sozialisiert sind. Um es etwas vereinfacht zu sagen, hat bei „uns“ in Westdeutschland das „Individuelle“ im Vordergrund gestanden und ist manchmal auch übertrieben worden. In der früheren DDR hat das „Kollektive“ im Vordergrund gestanden und ist auch gelegentlich übertrieben worden. Aus der Reihe herauszutreten – beispielsweise in einem Team, auf einer Pflegestation –, sich als einzelner oder einzelne zu profilieren mit einer Frage, einer Meinung, fällt ostdeutschen SupervisandInnen nach meinem Eindruck schwerer als manch einem westdeutschen Kollegen oder einer Kollegin.

Aber ich will noch einmal auf Ihre vorige Frage zurückkommen, was in der an den Vortrag anschließenden Diskussion besprochen worden ist. Diese Diskussion mit ca. 40 der TagungsteilnehmerInnen in einer Arbeitsgruppe habe ich gemeinsam mit der Geschäftsführerin der DGSv, Mechtild Midderhoff, geführt. Wir kamen uns manchmal dabei vor wie in einem Erstgespräch zur Supervision. Es wurde fast alles gefragt, was man zum Thema Supervision fragen kann. Von der Sitzordnung über die Frage, ob man die Schuhe anbehalten könne, über den Preis und andere eher äußerliche Dinge sowie Rahmenbedingungen bis hin zu Fragen zur Thematik: „Was kann uns Supervision bringen, was wir nicht selber können?“ Die Betonung lag dabei, und da komme ich auf das Thema von eben gerade zurück, immer auf dem WIR. Es gibt ein deutliches Bewußt-

sein bei vielen Teammitgliedern – Kollektivmitgliedern in der ehemaligen DDR –, daß es in jedem Team außer zu fachlichen Fragen auch zu beziehungsmaßigen Dingen in der sozialen Arbeit immer Gespräche gegeben hat. Und die Menschen fragen sich, und ich finde zu recht, was denn die Supervision anderes und neues ermöglichen soll, was sie im Kollektiv früher nicht auch haben leisten können.

FS: Heißt das, daß die Notwendigkeit von Supervision besonders in den Neuen Bundesländern eher bezweifelt wird?

J.F.: Darauf gibt es kaum eine eindeutige Antwort. Das hat damit zu tun, daß nach meinem Eindruck sehr unterschiedliche Erfahrungen mit Beratung in der ehemaligen DDR vorliegen. Das reicht von keiner Erfahrung bis hin zu Supervisionserfahrungen, die mit westdeutschen Supervisionserfahrungen vergleichbar sind. Die Notwendigkeit, Supervision als Beratungsinstrument einzusetzen, wird insbesondere dann bezweifelt, wenn sie von außen herangetragen wird. Sei es durch die westdeutschen Abteilungsleiter in einem neu gegründeten Wohlfahrtsverband, sei es durch die Studienordnung im Rahmen einer Fachhochschulausbildung Sozialpädagogik/Sozialarbeit, oder sei es durch einen Supervisor oder eine Supervisorin selbst.

FS: Vielleicht können wir einige Themen aus der von Ihnen schon mehrere Jahre praktizierten Supervisorentätigkeit näher präzisieren und unter die Lupe nehmen. Wir haben im ersten Teil des Interviews schon die Unterschiedlichkeit der zwei Wertesysteme gestreift. Viele Experten und Kenner der Thematik Ost-West führen Spannungen und Kommunikationsprobleme im Zusammenwachsen beider Teile dieses Landes auch auf dieses unterschiedliche Wertesystem zurück. Nun wollen wir ja diese Unterschiedlichkeit nicht global und übergreifend diskutieren, sondern konkret auf die Supervisionsarbeit fokussieren.

Wie sind Ihre Erfahrungen in der Akquisition und Durchführung von Supervisionsprozessen in den Neuen Bundesländern und woran zerbrechen auch solche Supervisionsprozesse?

J.F.: In der ersten Zeit nach der deutsch-deutschen Vereinigung kamen in meiner Praxis zahlreiche Anfragen nach Supervision im weitesten Sinne vor, die ich in aller Regel angenommen habe. Mehr oder weniger klaglos wurde die Supervision durchgeführt und hingenommen. Es gab eine Reihe von Supervisionsaufträgen im Rahmen von Nachqualifizierung in der sozialen und pädagogischen Arbeit. Da schneite den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wie aus heiterem Himmel etwas ins Haus, das Supervision hieß, von dem sie aber kaum wußten, um was es sich handelte. Ich weiß, daß ich sicherlich nicht in jedem Prozeß, den ich durchgeführt habe, tatsächlich Supervision gemacht habe. Vieles war Praxisberatung, manches

war schlicht Lebenshilfe, Einführung in das „neue System“. Manchmal war es auch nur die Gelegenheit, mal über all das reden zu können, was einem so am Herzen lag, vom Einkauf in den leeren werdenden Supermärkten bis zur Arbeitssituation des Ehemannes. Inzwischen hat sich die Nachfragesituation differenziert. Es ist nicht mehr so einfach, an Aufträge zu kommen. Die Aufträge oder Anfragen sind aber klarere Supervisionsanfragen. Die Leute wissen schon viel mehr, worum es ihnen geht und worum es in der Supervision gehen kann. Allerdings zeigen sich auch Konsequenzen aus der ersten Zeit nach der Wiedervereinigung, wo Menschen in sozialen Einrichtungen oder in Fortbildungsgängen Erfahrungen mit Supervision gemacht haben, die nach meinem Verständnis nichts mit Supervision zu tun haben. Bei meiner Akquisition fällt mir auf, daß ich viel stärker als ich das im ehemaligen Westberlin tun muß, Dinge über meine Person erzähle. Ich tue das nicht nur, weil ich danach gefragt werde, sondern fast automatisch, weil ich den Eindruck habe, daß SupervisandInnen es langsam wagen, den möglichen Supervisor oder die mögliche Supervisorin auf Herz und Nieren zu prüfen. Zu Beginn der „Nachwendezeit“ sind sie gutgläubig manch einem Westdeutschen gefolgt.

FS: Kann man diese Erfahrung als eine typische Erfahrung in Ostdeutschland benennen, die das „Persönliche“ im Supervisionsprozeß unterstreicht im Gegensatz zum mehr „Funktionalen und Sachlichen“ und, um wieder auf die verschiedenen Wertesysteme zurückzukommen, stimmt es, daß es in der ehemaligen DDR mehr Kommunikation in unmittelbaren sozialen Bezügen gab als im Westen, wo wir eher von einer Telekommunikationsgesellschaft sprechen können?

J.F.: Das ist eine nette Formulierung. Ich glaube, daß die Erfahrung, die ich geschildert habe, eine typische Erfahrung ist für Supervisoren, die in Ostdeutschland arbeiten. Mir fällt dazu noch ein, daß ich im Gespräch mit ostdeutschen SupervisorInnen manchmal zu hören bekam, daß sie von möglichen SupervisandInnen noch viel deutlicher auf Herz und Nieren geprüft worden sind als ein westdeutscher Kollege oder eine westdeutsche Kollegin. Begründung: Supervision sei schließlich eine westliche Sache und eigentlich könne nur ein Westdeutscher etwas davon verstehen. Es war wohl schon immer so, daß bei der Nachfrage nach Supervision die Frage „kann ich diesem Supervisor/dieser Supervisorin vertrauen“ unausgesprochen im Vordergrund stand. Inzwischen wird die Vertrauensfrage zunehmend auch tatsächlich gestellt.

FS: Diese Erfahrungen widersprechen westlichen Einwänden, daß wir mit Supervision evtl. die östliche Landschaft kolonialisieren. Das Selbstverständnis der ostdeutschen Supervisanden und Supervisandinnen scheint ein anderes zu sein.

J.F.: Die Gefahr der Kolonialisierung besteht, keine Frage. Sie äußert sich z. B. in der raschen Übernahme westdeutscher Begrifflichkeiten in die ostdeutsche Sprache, gerade auch in der Sozialarbeit. Sie äußert sich in der Übernahme von den im Westen verbreiteten Klischees, die im Osten immer mehr in Mode geraten, z. B. Konflikte im Rahmen sozialer Arbeit zu individualisieren und damit zweierlei gleichzeitig zu bewirken. Erstens: „Ich bin schuld, wenn ich scheitere!“ und zweitens: eine gehörige Selbstüberschätzung nach dem Motto, „ich könnte alles gut machen, aber ich stehe mir selbst im Wege“. Darin verbirgt sich eine Vernachlässigung von strukturellen oder gesellschaftspolitischen Vorstellungen. Noch ein anderer Gedanke zum Stichwort Kolonialisierung. Was mich manchmal sehr stört, ist weniger die zu rasche Übernahme von westlichen Begrifflichkeiten im Osten, als die westliche Kritik daran. Derjenige, der sich im Osten Straßensozialarbeiter nennt, wird von manchen westlichen Kollegen belächelt: „Wie? Der?“

FS: Das heißt, Sie stoßen bei Ihren Prozessen auf eine erhebliche Neid-, Rivalitäts- und Konkurrenzproblematik, die es ja zu bearbeiten gilt und wie Sie ausführten, nicht nur auf der individuellen Ebene, sondern auch auf den institutionellen und gesellschaftspolitischen, berufspolitischen etc. Ebenen. Wie handhaben Sie oder Ihre KollegInnen das? Gibt es da schon präzisere professionelle Vorstellungen, die unter Supervisorinnen und Supervisoren ausgetauscht werden?

J.F.: Zu Ihrer Frage fallen mir zwei Dinge ein. Erstens glaube ich nicht, daß es bereits eine professionelle Diskussion über die Erlebnisse und Erfahrungen aus supervisorischer Tätigkeit in Ostdeutschland gibt. Vielleicht gibt es sie zwischen gut bekannten KollegInnen. Auf keinen Fall findet Erfahrungsaustausch in organisiertem Rahmen statt. Ich selbst bin in meiner alltäglichen Praxis manchmal ratlos, was mit solchen Situationen, in denen Neid oder Konkurrenz auftreten, anzufangen ist.

Zweitens fallen mir Prozesse ein, von denen ich denke, daß sie aus eben diesem Grund auseinandergebrochen sind, nach relativ kurzer Zeit und für mich unverstanden. Ich will ein Beispiel kurz berichten: Es handelt sich um eine Gruppe von fünf StudentInnen einer Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Ostdeutschland, Männer und Frauen im Alter zwischen Mitte 20 und Mitte bis Ende 30, die alle aus einem anderen Beruf kamen und umfangreiche Berufserfahrungen gesammelt hatten. Aus Desinteresse an diesem Beruf oder mangels Möglichkeiten, in ihm weiterzuarbeiten, waren sie arbeitslos geworden. Mehr oder weniger „zufällig“ in der Wendezeit in den sozialen Bereich übergewechselt, standen sie vor der Notwendigkeit, sich neu zu qualifizieren, um den Arbeitsplatz und die Existenz zu sichern. Im Alter von 35 noch einmal

auf die Schulbank zu müssen, das kann manchen kränken. Es kommt hinzu, daß die Supervisionsarbeit im Rahmen dieses Studiums vorgeschrieben ist. Die fünf SupervisandInnen waren zunächst Feuer und Flamme von dem Gedanken, im kollegialen Rahmen und mit meiner Unterstützung über ihre Praxis sprechen und nachdenken zu können. Schon nach recht kurzer Zeit, es war in der dritten oder vierten Sitzung, kamen sehr aggressiv vorgetragene Fragen, ob ich eigentlich verstehe, wovon sie sprächen. Auf meine überraschte Nachfrage, überrascht wegen des aggressiven Impulses, den ich so nicht erwartet hatte, entgegnete eine Teilnehmerin, sie hätte sich in der vergangenen Sitzung maßlos darüber aufgeregt, daß ich an einer Stelle von ihrem Klientel, mit dem sie arbeitet, als, zwar in Anführungsstrichen, aber dennoch vom „Bodensatz der Gesellschaft“ gesprochen hätte. Das hätte sie unmöglich gefunden. Sie wolle nicht, daß so über ihre Klienten gesprochen wird und wenn ich so einer wäre, dann könne ein supervisorisches Arbeiten mit mir nicht weitergehen. Im übrigen hätten sie sich bereits in der Gruppe vor der Sitzung darauf verständigt, daß sie jetzt abbrechen wollten. Mich hat dieser Abbruch sehr gekränkt, ich habe ihn wenig verstanden und aufklären können.

FS: Könnte die Erfahrung als Beleg gelten dafür, daß die Kränkungs-bereitschaft der Supervisanden in den Neuen Bundesländern besonders hoch ist?

J.F.: Ich denke eindeutig, ja. Aber auf welches Echo stößt das Wort „Kränkungs-bereitschaft“ bei einem ostdeutschen Teilnehmer oder einer ostdeutschen Teilnehmerin? Ich kann mir von „meinen“ SupervisandInnen niemanden vorstellen, der an dieser Stelle sagen würde, „ja, genau so ist es“. Oder anders gesagt: diese Diagnose ist eine mit westdeutscher Blickrichtung und mit westdeutschen Worten.

FS: Das heißt, uns begegnet auch jetzt in unserem Gespräch die gegenseitige Schwierigkeit, uns über solche Phänomene so zu verständigen, daß nicht sofort Abwehr erfolgen muß. Kann das damit zusammenhängen, daß wir in dieser supervisorischen Arbeit die Gratwanderung zwischen aufklärender Arbeit und bewertender bzw. beherrschender Arbeit immer wieder neu im Prozeß ausgleichen müssen? Wir können uns vorstellen, daß das auf dem Hintergrund der vorhin schon besprochenen unterschiedlichen Sozialisation und Sozialisationsbedingungen ein schwieriges Unterfangen ist und bleiben wird.

J.F.: In der Tat sind Wertschätzung, Wertewandel, Selbstwertgefühl, Kränkungs-bereitschaft zentrale Themen in der Supervision mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus Ostdeutschland. Ich vermute allerdings, es sind eher Themen und Wünsche aus westdeutscher, westlicher Sicht. Ich

sehe aber auch – und damit möchte ich das Gespräch noch in eine andere Richtung lenken –, daß sich die Empfindlichkeiten verändern. Bei manchen Supervisionsnachfragen habe ich den Eindruck, daß ostdeutsche SupervisandInnen selbstbewußter auftreten und besser auf sich achten. Darüber hinaus ist die Sache Supervision im Laufe der vergangenen Jahre vertrauter geworden. Man hat schon vor der Anfrage etwas gehört von einem Kollegen, der in einer Supervision war. Damit der Eindruck von der ostdeutschen Supervisionsszene deutlicher wird, würde ich gerne darauf zurückkommen, wie unterschiedlich die Nachfragesituation nach Supervision sein kann.

Ich habe drei Beispiele unterschiedlicher Supervisionsprozesse herausgesucht und würde Ihnen gerne Auszüge aus den Prozessen schildern: Eine Gruppe von vier GeschäftsführerInnen eines großen westdeutschen Trägers von Behindertenarbeit befindet sich in einer Langzeitfortbildung mit dem Titel „Sozialmanagement“. Kursbegleitend müssen 12 ganztägige Supervisionssitzungen stattfinden. Ein Geschäftsführer kommt zu mir in die Praxis mit den Worten: „Man hat mich delegiert, einen Supervisor oder eine Supervisorin zu finden“. Ich habe es unterlassen, diesen Modus zu hinterfragen. Bereits in diesem Erstgespräch zeigte sich jedoch etwas, was die ganze Supervision durchzog. Diese vier GeschäftsführerInnen waren mit den zahllosen Fragen, die sich in der Nachwendezeit überstürzten, heillos überfordert. So wußte natürlich auch dieser Geschäftsführer nicht, um was er mit mir verhandeln sollte. Von Supervision hatte er noch nie etwas gehört. Mit Entsetzen schilderten mir die vier Teilnehmerinnen und Teilnehmer Episoden aus dem ersten Kursabschnitt der Fortbildung, in der minutenlang geschwiegen worden sei. – Die Zusammenarbeit mit dieser Supervisionsgruppe kam zwar zustande und hielt auch während der gesamten Dauer der vereinbarten Stundenzahl. Es gab jedoch zahlreiche Momente, in denen die Gruppenmitglieder insbesondere mit der für sie ungewohnten gruppenspezifischen und analytischen Vorgehensweise im Kurs und in der Supervision so in Konflikt gerieten, daß sie immer wieder nahe am Abbruch waren. Als Supervisor mußte ich deutlich stützend und erläuternd eingreifen.

FS: Hoffentlich können Sie noch von anderen Beispielen berichten, die den fragwürdigen Transport des westlichen Fortbildungsinstrumentariums nicht in so deutlicher Weise dokumentieren und die Gedanken an „Kolonialisierung“ wieder aufkeimen lassen!

J.F.: Ich finde diese Zustandsbeschreibung passend! Ich denke jedoch, wir, und ich sage betont wir, haben in dieser Supervisionsgruppe noch das Beste daraus gemacht. Wir sage ich, weil es ohne den überaus guten Willen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht gegangen wäre. Aber

es gibt auch andere Beispiele: Es hat hier in Ostberlin zu DDR-Zeiten im kirchlichen Bereich ein „Krisenwohnhaus“ gegeben, das sich 1991 an mich wandte mit der Anfrage nach einer Teamsupervision. Das Konzept, die Atmosphäre und die MitarbeiterInnen waren mir von Anfang an sympathisch. Nicht nur das Aushandeln des Kontraktes mit mir, sondern das gesamte Arbeiten in diesem Krisenwohnhaus waren in einem Maße vorbehaltlos, akzeptierend, wie ich es mir in einer westdeutschen Großstadt kaum vorstellen kann. Das Krisenhaus hatte für jeden, komme er aus einer noch so verrückten Situation, eine offene Tür. Unter fachlichen Gesichtspunkten mag man denken, wie paßt das alles zusammen. Vom Haftentlassenen bis zum suizidgefährdeten Kind. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war das keine Frage. Ich habe das nicht glauben wollen, mich aber eines besseren belehren lassen. Die Arbeitsform Supervision wurde geschätzt, man kannte sie bereits. Es war überhaupt keine Frage, daß es in der Supervision dazu gehört, über eigenes persönlichen Empfinden und Erleben zu sprechen und die Dynamik in einem Team offen zu thematisieren. – Ein drittes Beispiel von anderer Art: Es gab in der ehemaligen DDR sog. Spezialkinderheime, sie galten als letzte Stufe vor den Jugendwerkhöfen, also dem Jugendknast. Eines dieser Spezialkinderheime wurde nach der Wende von einem großen Wohlfahrtsverband übernommen. Die Platzzahl und die MitarbeiterInnenzahl wurden drastisch verkleinert, eine neue Konzeption wurde eingeführt, ein neuer Leiter eingestellt. Die Flut der Veränderungen, der Kränkungen und Entlassungen schlug dem Leiter persönlich schwer ins Gesicht, so daß er sich händeringend um Supervision bemühte. Es war jedoch nicht möglich, Leitung und Team in der Supervision an einen Tisch zu bekommen; die MitarbeiterInnen setzten sich gegen den Leiter und den Supervisor durch, die Supervision fand ohne Leiter statt. Diese Supervision war schwer. Sie diente dazu, den neuen, unerwünschten Leiter wenigstens zum Teil in das Haus zu integrieren. Nach Meinung fast aller SupervisandInnen war die Supervision erfolglos. Ich bin sicher, daß das nicht stimmt. Brüllte doch eine Supervisionsteilnehmerin in einer Sitzung quer durch den Raum: „In diesem Haus über Angst zu sprechen, ist völlig unmöglich!“ Es ging darum, daß einige erwachsene Bewohner dieses Heimes insbesondere Mitarbeiterinnen gelegentlich massiv bedrohen. – Etwas anderes ist mir in diesem Prozeß noch aufgefallen, ein unangenehmer Nebeneffekt des Kollektivgedankens. In dem Team gab es eine deutliche Zensur, die verhinderte, daß jemand etwas sagte, was kollektiv verboten war, z. B.: „An der Stelle hat mir die Supervision genützt“. Manche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hatten ein wenig Feuer gefangen. Sagen konnten sie es jedoch in diesem Rahmen noch nicht.

FS: Herr Fellermann, Sie haben einen Einblick gewährt in die Verschiedenheit der Akquisitions- und Rahmenbedingungen Ihrer supervisorischen Arbeit. Welches Resümee ziehen Sie aus Ihren Erfahrungen für unser Thema „Supervision in den Neuen Bundesländern“? Ein Resümee, das vielleicht über die individuelle Praxis hinausgeht.

J.F.: Ich möchte mit meiner Antwort an die Beispiele anknüpfen. Erstens gilt es zu würdigen, daß es in der ehemaligen DDR eine Beratungs- und, wenn auch bescheidene, Supervisionstradition gegeben hat. Zweitens sollten Supervisorinnen und Supervisoren dazu beizutragen, daß sich – wie wir es jetzt in diesem Gespräch benannt haben – Kolonialisierungstendenzen, z. B. westdeutscher Fortbildungsträger, nicht fortsetzen. Drittens gilt es zu beherzigen, daß Supervision, in Ostdeutschland deutlicher als in Westdeutschland mit existentiellen Fragen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer befaßt ist. Wir sind als Supervisorin und Supervisor gefordert, tiefgreifende Veränderungsprozesse zu begleiten und wenn möglich zu verstehen. Viertens sehe ich die problematische Tendenz, daß auch im Rahmen der supervisorischen deutsch-deutschen Vereinigung das Geldverdienen im Mittelpunkt steht. Fünftens ist es dringend notwendig, so wie Sie es in diesem FoRuM begonnen haben, eine fachliche Diskussion über Supervision in Ostdeutschland zu beginnen, gemeinsam mit ostdeutschen und westdeutschen Teilnehmern. Es muß verhindert werden, daß der Westen über den Osten spricht.

FS: Dieses Resümee leitet über zu Ihrer Rolle und Tätigkeit als Vorstandsmitglied in der DGSv. Können Sie uns kurz einige Ihrer Zielvorstellungen für die berufspolitischen Aktivitäten des Berufsverbandes im Hinblick auf dieses Zusammenwachsen von deutschen SupervisorInnen nennen?

J.F.: Zunächst einmal fände ich es ganz toll, wenn es der DGSv gelingen könnte, ihre Ausdehnung nach Osten anders zu gestalten, als es bislang manch einem anderen Verband oder der Politik möglich war. Mir kommt es darauf an, daß die DGSv etwas dafür tut, Supervision als ein Qualifizierungsinstrument in Ostdeutschland solide zu etablieren. Das fachliche Gespräch mit all denen, die in der DDR immer schon Beratung gemacht haben und auch jetzt tun, muß aufgenommen werden. In der Vergangenheit war es offensichtlich noch nicht möglich, entscheidende Schritte zu unternehmen. Dazu gehört für mich, daß die Aufnahme ostdeutscher Mitglieder beschleunigt wird. Außerdem muß nachgedacht werden, in welcher Weise anders qualifizierte Interessentinnen und Interessenten Zugang zu DGSv-anerkannten Ausbildungen bekommen. Ostdeutsche Ausbildungsinstitute und westdeutsche Ausbildungsinstitute, die in Ostdeutschland ausbilden wollen, sollten sich an einen Tisch setzen, um über

angemessene Curricula zu beraten. Die DGSv sollte sich in absehbarer Zeit tatsächlich nach Osten bewegen, eine Mitgliederversammlung sollte in Ostdeutschland stattfinden und im Rahmen einer Fachtagung sollten ostdeutsche und westdeutsche Beratungstraditionen ausgetauscht werden.

FS: Ihre Vorstellungen stoßen ja nun auf erhebliche Schwierigkeiten, z. B. ist der Unterschied durch die Berufssozialisation im Westen und im Osten nicht einfach aufhebbar. Für die Angleichung von Standards ergeben sich für die DGSv erhebliche Probleme in bezug auf die Aufnahmepraxis von ostdeutschen Kolleginnen und Kollegen. Wie stellen Sie sich vor, könnten pragmatische Schritte aussehen, um die Beschleunigung im Zusammenwachsen voranzutreiben? Sie haben in anderem Zusammenhang von Einführungsseminaren zum Thema „Supervision“ gesprochen. Wie könnte so etwas aussehen?

J.F.: Grundsätzlich denke ich, daß sich die Problematik unterschiedlicher beruflicher Sozialisationen im Laufe der Zeit „verwachsen“ wird. In dieser Übergangszeit ist zu beachten, einerseits den hart umkämpften Standard Fachhochschulabschluß beizubehalten und gleichzeitig anders qualifizierten Interessentinnen und Interessenten den Zugang zur Ausbildung zu ermöglichen. Ich denke durch „Übergangsregelungen“ wäre es am einfachsten, zur Zeit noch anders qualifizierten ostdeutschen AusbildungsinteressentInnen den Zugang zu ermöglichen, denn – und da bin ich wieder westdeutscher Supervisor – durch die Integration ostdeutscher AusbildungsinteressentInnen darf es zum jetzigen Zeitpunkt nicht zu einer Aufweichung der DGSv-Standards kommen. – Zu den Einführungsseminaren will ich folgendes sagen. Es ist für die supervisorische Arbeit in Ostdeutschland notwendig, die an Supervision Interessierten vorab sachlich und allgemein zu informieren, was Supervision sein kann und was nicht. In der Regel gibt es zu wenig Vorwissen über diese Form beruflicher Beratung. Einführungsseminare, die ich in meiner Praxis anbiete, richten sich an potentielle Interessentinnen und Interessenten für Supervision und nicht an Supervisorinnen und Supervisoren.

FS: Wir wünschen Ihnen für die Durchsetzung dieser Vorstellungen im Rahmen Ihrer Rolle und Tätigkeit in der DGSv viel Erfolg. Zum Abschluß unseres Gespräches möchten wir Sie noch fragen, ob Sie ostdeutsche SupervisorInnen kennen, die im Westen tätig sind, oder kann man sich so etwas im Moment überhaupt nicht vorstellen?

J.F.: Das ist eine pfiffige Frage. Ich kenne keinen Kollegen, keine Kollegin aus der Supervisionsszene, die oder der tatsächlich in Westdeutschland arbeiten würde. Eine ostberliner Kollegin hat das neulich so ausgedrückt, „nee, nach dem Westen traue ich mich noch nicht so recht“. Allerdings gibt es hier in Berlin ostberliner Kolleginnen und Kollegen, die

im Bereich von Beratung für ehemals westberliner Auftraggeber arbeiten. Ostdeutsche Kolleginnen und Kollegen, die mir bekannt sind, geben sich eher heimatverbunden.

FS: Zumindest stellt sich für Berlin die Supervisionsszene so dar, daß hier am ehesten die Chancen bestehen, daß „zusammenwächst, was zusammen gehört“ und daß Berlin für die Zusammenarbeit von deutschen Supervisoren und Supervisorinnen beispielhaft sein könnte.

J.F.: Ihr Wort im Ohr der Regionalgruppe Berlin-Brandenburg der DGSv! Ich glaube, daß es mit der Zusammenarbeit noch eine Weile dauern wird. Ich kann mir aber auch vorstellen, daß es in den ehemals grenznahen Gebieten eine Kooperation auf verbandlicher Ebene zwischen den Regionalgruppen West und Ost geben kann. Im übrigen wüßte ich nicht, was eine Kollegin aus Thüringen hindern sollte, Akquisition in Hessen zu betreiben.

FS: Herr Fellermann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

BRIEFWECHSEL

Lieber Gregor,

Du schreibst mir in Deinem letzten Brief von dem Kollegen, der den Weg zurück von seiner hauptberuflichen zu einer nebenberuflichen Tätigkeit als Supervisor gegangen ist und damit ein Stück verlorene innere Selbständigkeit bei Aufgabe der äußeren Selbständigkeit zurückgewonnen hat.

Vielleicht ist dieses Beispiel symptomatisch für den Stand der gesellschaftlichen Entwicklung von Supervision, nachdem diese Art beruflicher Beratung aus der Nische einer interessanten psychologischen und sozialen Reflexion von Arbeitsprozessen für Eingeweihte herauszutreten sucht und als Instrument von Analyse und Veränderung auch in Großinstitutionen bekannt wird. Symptomatisch deshalb, weil der Markt expandiert und das innere Wachstum, die theoretische, methodische und ethische Standortsuche, damit so schnell nicht Schritt halten kann. Ich glaube, wir müssen auch lernen, die Organisationen zu unterscheiden, mit denen wir Supervisorinnen und Supervisoren in Kontakt kommen; denn deren Ziele und Aufgaben sind ja nicht gleich, und somit ist auch unterschiedliche Supervision gefragt, die vielleicht nicht viel mehr als den Namen gemeinsam hat. Ich überlege, mit welchen Organisationstypen habe ich als Supervisorin zu tun bzw. nicht zu tun und wodurch unterscheiden sich diese?

Ich habe zum Beispiel wenig zu tun mit Produktionsbetrieben, die Waren herstellen. Ob es sich nun um Möbel, Maschinen, Lebensmittel oder Autos handelt, ich denke, hier geht es immer entsprechend der dortigen Betriebsziele darum, auf möglichst rationelle Weise mit möglichst geringem Kostenaufwand ein Produkt für den Markt herzustellen und so zum Verkauf anzubieten, daß gekauft wird. Diese Primärziele der kostengünstigen Herstellung von Gütern oder Leistungen und einem expansiven Vertrieb auf einem konkurrierenden Markt schließt natürlich nicht aus, sondern ein, daß man sich um Personalentwicklung bemüht. Personal ist ja eine besonders wichtige und gleichzeitig wegen des „subjektiven Faktors“ unsichere Ressource zur Zielverwirklichung. Dennoch darf man, glaube ich, nicht übersehen, daß das Wohlergehen des Personals und der Erhalt von Arbeitsplätzen in diesen Organisationen Sekundärziele sind. In Nebergers Buch „Personalentwicklung“ (1991) las ich neulich dazu einen nüchternen Kommentar: „Das Produkt des Personalwesens ist Personal, nicht Persönlichkeit. Der Mensch ist Mittel.Punkt.“ Kurz und bündig,

da muß man sich nichts vormachen. Wenn ich also im Rahmen dieser Zielsetzung als Supervisorin angefragt werde, muß ich mir klar machen, daß ich in einem System arbeiten würde, wo es selbstverständlich oder erwartbar ist, daß alle Rollenträger im Sinne der Primärziele der Organisation funktionalisiert werden und daß sie sich mit diesen Primärzielen identifizieren müssen, weil nur dann optimale Leistung in der harten Konkurrenz des Marktes möglich wird. Und ich nehme an, wenn man in diese Betriebe Berater oder Beraterinnen holt, daß man dann eine ähnliche Zielunterordnung auch von ihnen erwartet. Als Supervisorin müßte ich mich fragen, an welchen Stellen ich meine mitgebrachten Werte und Ziele, die nicht den Primärzielen dieser Organisationen entsprechen, unterordnen müßte.

Von meiner Sozialisation her sind mir Organisationen näher, die sich um die Erziehung, Bildung und Behandlung von Menschen bemühen, wie Schulen einschließlich Hochschulen, Kindergärten und Heime, bei denen es nicht um Produktherstellung und deren Verkauf, sondern um die Entwicklung von Menschen oder die Heilung nicht gesunder Menschen von Krankheiten und Problemen geht. Dies sind die klassischen Organisationen, in denen wir SupervisorInnen schon seit Jahren arbeiten.

In den Erziehungs- und Behandlungsorganisationen geht es nicht um Produkte, die schlank gemacht werden müssen, sondern darum, ob Menschen etwas Neues lernen, etwas Altes verlernen, etwas besser verstehen und erkennen. Es geht um die Entwicklung von Menschen, um die Verstehensweise und die Behandlung von menschlichen Problemen, um Wachstum oder Regeneration. Hier ist die Art zwischenmenschlicher Beziehung und die Atmosphäre des Fühlens und Denkens nicht Mittel zum Zweck. Hier ist der Prozeß das Ziel. Das bedeutet, daß hier Geduld, Zeit haben, Warten können, verstehendes Wiederholen andere Werte sind als in einem produzierenden Betrieb. Dieser Systemhintergrund ermöglicht mir als Supervisorin grundsätzlich ein leichteres Anknüpfen: auch mir geht es primär um die Entwicklungsförderung von Menschen im Beruf. Wenn ich in einer Drogenklinik oder einem Jugendzentrum mit Skinheads als Klientel arbeite, wo man viel zu wenig von der inneren Realität des Klientels versteht, kommt es mir sehr darauf an, die Fachleute zu gewinnen, Zeit zu nehmen, die Phänomene verstehen zu lernen, die Spannungs- und Unsicherheitstoleranz zu erhöhen gegenüber dem Bedürfnis, schnell zu handeln aufgrund von Vorkommnissen, was dann Maßnahmen, aber keine Behandlungen im Sinne der Heilung oder Entwicklungsförderung des Klientels sind. Bei „Maßnahmen“ steht der Schutz der Umwelt im Blickpunkt, bei diagnostischem Verstehen im supervisorischen Sinne immer auch der Klient.

Ich glaube, daß sich diese supervisorische Haltung in einem Produktionsbetrieb nur schwer verwirklichen läßt. Die Einstellung und die Haltung zu menschlicher Arbeit in einem Produktionsbetrieb muß sich systemimmanent von solcher in einer Bildungs- oder Erziehungsorganisationsinstitution unterscheiden. Dies wird grundsätzliche Auswirkungen auf das Verständnis von Supervision haben. Es ist ja nicht dasselbe, ob der Mensch oder das Produkt am wichtigsten ist.

Dennoch werde ich auch in den klassischen „supervisionsfähigen“ Institutionen von dieser primär produktorientierten Haltung nicht verschont. Ich sprach kürzlich mit dem Leitenden Arzt einer psychiatrischen Ambulanz, der in der Region einen fachlich ausgezeichneten Ruf genießt. Er sagte, der öffentliche Träger seines Krankenhauses verlange eine Erhöhung der Patientenkontakte um 50 %, um diese Kontakte denen freier Praxen niedergelassener Ärzte anzunähern. In dieser Ambulanz wird die Diagnosephase durch drei Gespräche mit jedem neuen Patienten eröffnet. Der Arzt, der Psychologe und die Psychiatrie-Krankenschwester führen je ein Explorationsgespräch. Dann setzen sich diese drei Fachleute zusammen, tauschen ihre Diagnosen aus und entwickeln den Behandlungsplan, der schließlich im Gesamtteam der Ambulanz vorgestellt, begründet und beschlossen wird. Hier erfolgt auch die Entscheidung, wer die Behandlung übernimmt und wann der Behandlungsstand im Team wieder überprüft wird. Diese intensive interdisziplinäre Diagnose und Behandlung hält diesen Psychiater in der Einrichtung. Er findet hier mehr seine berufliche Erfüllung als in einer eigenen Praxis, wo er wesentlich mehr verdienen würde. Als Supervisorin möchte ich bei Anfrage durch den Träger nicht ausschließlich den institutionellen Auftrag übernehmen, zu überprüfen, ob diese Art der interdisziplinären Arbeit wirtschaftlich ist, sondern auch, ob sie den Patienten besser hilft als die Diagnose und die Behandlung durch jeweils eine Fachkraft. Beides ist zu überprüfen. Tatsächlich ist dem Träger diese zweiseitige Überprüfung zu komplex. Der beigezogene Unternehmensberater hat ausgerechnet, wieviel Zeit und Kosten eingespart werden können, wenn diese Teamarbeit, die man sich angeblich nicht mehr leisten könne, aufgegeben wird. Eine langjährig entwickelte Behandlungskultur würde dann abgeschafft, ohne deren Bedeutung auszuwerten und damit sachlich-fachlich zu bewerten. Es ist sehr schwer, dem Krankenhausträger diese doppelte Sichtweise nahezubringen.

Natürlich kann man nicht in Abrede stellen, daß auch soziale Organisationen oder Bildungseinrichtungen wirtschaftlich rationalisiert werden können. Aber es ist zu einfach, wenn man die Rationalisierungsmaßnahmen aus Wirtschaftsbetrieben einfach übernimmt, die dort zweifellos ihre Gültigkeit haben. Die technische Optimierung des Einsatzdienstes bei

einer Sozialstation ist die eine Sache. Die Bedeutung von Gesprächen, Beziehungsgesten und einführender Ruhe im regelmäßigen Kontakt mit kranken und alten Menschen ist heilbringend, gesundheitsfördernd und human. Ich finde es fatal, wenn man den Zielkonflikt zwischen mehr Wirtschaftlichkeit und Zeit für die Entwicklung von Beziehungskultur, für Bildungs- und Entwicklungsprozesse dadurch aufzuheben versucht, indem man in Justizvollzugsanstalten, in Landeskrankenhäusern und in Schulen und Hochschulen bekannte und zweifellos in der Wirtschaft erprobte Unternehmensberatungen als Organisationsberater einsetzt, die jedoch von Prozessen der Resozialisierung bei Strafgefangenen oder von Psycho- und Soziotherapie in der Kinderpsychiatrie nichts verstehen. Der Zielkonflikt zwischen dem Prozeßdenken in Erziehung, Bildung und Therapie und dem finalen Lösungsdenken von Wirtschaftlichkeit läßt sich doch nicht lösen, indem man das erstgenannte wegdefiniert, weil sonst die Komplexität der Lösungssuche zu schwierig wird. Kinder in Heimen sind eben keine Produkte und somit geht die Übersetzung von Leanproduktion von der Autoindustrie in das Kinderheim eben nicht nahtlos. Es scheint so, als würden Phänomene wie Beziehung, Atmosphäre, innere Ruhe und Muße, kreatives Wachsenlassen nur noch funktional gesehen, wie es in wirtschaftlichen Produktionsbetrieben angemessen ist.

Du gehörst für mich zu den männlichen Supervisoren, die dafür ein Gespür haben. Ich glaube, daß Frauen eigentlich weniger gefährdet sind, den „weiblichen Nährboden“ zugunsten des beruflichen Erfolgs zu verlassen (ausgenommen die eher männlich orientierten Supervisorinnen). Es ist zwar für alle verführerisch, die eigene „Tüchtigkeit“ vor allem daran zu bemessen, wieviele Aufträge oder wie hoch dotierte Aufträge man bekommt, dennoch halte ich an dieser Stelle Frauen für besser ausgerüstet, den Funktionalisierungsverführungen zu widerstehen. Andererseits fehlt mir und vielen anderen weiblichen Supervisorinnen auch Verhandlungsgeschick in knallharten institutionellen Kontaktgesprächen. Die trainierte Anpassungsbereitschaft und die sozialisierte Tradition aus der Zeit, als die Frauen „noch sanft und engelsgleich“ waren, kann uns dazu verführen, die oft vom Träger oder Auftraggeber mitgelieferte Diagnose und Zielsetzung für die Supervision im Sinne ihrer Primärziele ungeprüft mitzuübernehmen. Denn wir wissen, wenn wir uns flexibel und anpassungsfähig zeigen, haben wir in der Regel bessere Akquisitionschancen. Gleichzeitig würden wir unseren professionellen Ansprüchen eher gerecht, wenn wir uns die Zeit und Kraft nehmen herauszufinden, ob in der Anfrage bereits das Problem des Klientels sichtbar wird. Wenn ich mich nicht wunschgemäß einfädele, entsteht halt schon in der Eröffnungsszene die Gefahr, den Auftrag zu verpassen. Damit ist in unserem klassischen —

für manche antiquierten – Verständnis der Prozeß der Kontraktentwicklung beendet, bevor er beginnt. Einige SupervisorInnen sagen zwar, diese Anpassung sei eine taktische, die als Eröffnungsritual von Supervisoren und Supervisorinnen geleistet werden müsse. Der Kontraktprozeß im supervisorischen Sinne von Diagnose- und Zielentwicklung werde nur verschoben und keineswegs aufgehoben. Ich bin jedoch skeptisch, ob die Taktik nicht bereits Ausdruck vollzogener Anpassung ist, um den Mächtigeren zu besänftigen. Es ist bereits eine Verführung, wenn ich meine professionellen Instrumente aus der Hand gebe, scheinbar auf eine eigene Diagnose verzichte, um den Auftrag zu bekommen.

Wenn ich nun die Thematik dieses Heftes von Forum Supervision nehme, kommt mir die Frage, welche Art von Supervision in den neuen Bundesländern notwendig sein könnte? Dann werden die einen sagen, in der anpassenden Integration in unsere westdeutsche Kultur kommt es darauf an, zielstrebig unsere Strukturen und die dazugehörigen Rollen dort in möglichst vielen Institutionen zu verwirklichen. Andere werden sagen: Jede Anpassung an die vorgegebenen westdeutschen Ziele sind eine Unterwerfung, wenn der komplizierte und langandauernde Versuch der Auseinandersetzung mit der individuellen und gesellschaftlichen DDR-Geschichte bei den Institutionen und den dort arbeitenden Menschen unterbleibt. Dieser Prozeß ist zeitaufwendig, widerstandsbesetzt und liegt nicht im mainstream des „Aufschwunges Ost“ sowohl bei der Mehrzahl der Betroffenen wie bei den Initiatoren.

Nun sagen viele, man kann ja das eine tun und muß das andere nicht lassen; beide Systeme oder Verstehensweisen von Supervision lassen sich verbinden und man macht rein pragmatisch mal das und mal das andere. Warum muß auch immer alles so grundsätzlich entweder/oder sein? Wahrscheinlich muß man im Einzelfall untersuchen, ob die Indikation den Grad der Anpassung oder die Anpassung die fachliche Indikation bestimmt. Eine Skepsis sich selbst gegenüber ist jedoch sehr angebracht. Ich bin froh, daß ich im schweren Kampf um die Aufträge mich nicht so abhängig fühle, das macht es noch schwerer, wenn die berufliche Existenz dran hängt. Insofern kann ich Deinen Kollegen, der seine äußere Selbständigkeit als Supervisor aufgegeben hat, um seine innere Freiheit wieder zu vergrößern, gut verstehen.

Sehen wir uns bei der FIS-Supervisionstagung im Juni in Haus Villigst in Schwerte?

Für heute sei herzlich begrüßt

Deine Constanze

REZENSIONEN

Jorge Semprun

Neben mir liegen die Bücher von Jorge Semprun, aber ich werde nicht mit ihnen anfangen. – Ich fange anders an.

Am 17. Juni dieses Jahres, es war ein Samstag, stieß ich beim Zappen auf Dieter Hildebrandts Sendung „Scheibenwischer“. Das Thema war VERGANGENHEITS-BEWÄLTIGUNG. Dieter Hildebrandt hatte zwei prominente Gäste: Bruno Jonas und Matthias Richling. Beiden begegnete in den vergangenen Jahren die Zensur, das heißt, sie waren den Machthabern unliebsam aufgefallen und bekamen Sendeverbot. Im „Scheibenwischer“ am 17. Juni 1995 waren sie wieder da.

Die Kamera machte einen kurzen Schwenk ins Publikum und einen kurzen Stop bei Ingrid Stahmer, der einzigen „aus unseren Kreisen“, die parteipolitisch Einfluß nimmt und die sich mit und gegen Walter Momper um das Amt des Regierenden Bürgermeisters von Berlin bewarb. Ingrid Stahmer lachte gerade, und ich lachte auch, als Matthias Richling zu schwäbeln anfang und sich kleinmädchenhaft-altjüngferlich zwei Finger vor den Mund hielt. Er erzählte von Kaffeefahrten, die man in die Konzentrationslager unternehmen könne, die einem auch Gelegenheit zu erholsamen Spaziergängen böten, weil die Flächen übersichtlich und die Baumbestände erstklassig seien.

Ich kenne Ingrid Stahmer seit 25 Jahren, damals lebte ich in Berlin und machte die zweiten und dritten Schritte in die Erwachsenenbildung, ging ins Kino, las viel, ging wieder ins Kino. Einer der Filme, die ich mehrmals sah, hieß „Der Krieg ist vorbei“.

Ingrid Thulin und Yves Montand spielten die Hauptrollen, und das Thema des Films war der politische Widerstand in Spanien. Zu der Zeit achtete ich beim Vor- oder Abspann nicht auf den Namen des Drehbuchautors, zu der Zeit war die Thulin schön (jetzt ist sie auch noch schön, eine einsame Trinkerin, die sich in die Nähe Roms zurückgezogen hat), Montand war hinreißend, und Folgen des Widerstands waren mir vertraut, weil ich meine Kindheit und Jugend in der DDR verbracht hatte. Dieter Hildebrandt fragte: „Glauben Sie, daß es die DDR wirklich gegeben hat? In zehn Jahren kommt ein Buch raus, das heißt DIE DDR-LÜGE.“

Ich dachte, ja, das ist nicht auszuschließen, und Bruno Jonas purzelte in seiner fragenden Manier durch die Gegenwart und die Zukunft, die es ohne Vergangenheit nicht gibt. Im Mai 1995 erst haben wir uns anlässlich

der fünfzig Jahre seit dem Kriegsende ausgiebig mit der Vergangenheitsbewältigung beschäftigt. Gemessene Worte in gemessener Kleidung, und die wenigen prominenten Frauen trugen Kostüme und waren frisiert, es gab Ermahnungen, Zoff um Denkmäler und Ein- und Ausladungen. Der Minderheitensender ARTE zeigte Jorge Semprun im Gespräch mit jungen Regisseuren, die den Mut aufbringen, ein Konzentrationslager zu betreten und darüber einen Film zu drehen. Jorge Semprun hat das Drehbuch zu „Der Krieg ist vorbei“ geschrieben. Er macht (e) also auch Filme.

Zwischen 1950 und 1960 gab es in der DDR viele Filme aus Italien und Frankreich zu sehen, und die Kinos waren plüschig und gemütlich. Wir genossen Schönheit, das Behagen und hin und wieder das vielversprechende Ende und wußten – obwohl es kaum Zeitungen und kein Fernsehen gab – erstaunlich viel darüber, was das kapitalistische Ausland kulturell zu bieten hatte. Die Filme waren ein guter Ersatz für nicht erreichbare Bücher.

Semprun redete mit den jungen Regisseuren und lächelte kein einziges Mal. Er sagte, daß ihm die Filme gefallen und fragte nach den inneren Hindernissen beim Betreten eines fernen grauvollen Bezirks. Er nahm sehr aufmerksam und sehr diskret Anteil. Dieter Hildebrandt und Bruno Jonas brachten einen Sketch, der die unheimlichen und bizarren Erfahrungen bei den Grenzkontrollen durch die Volkspolizisten wieder aufleben ließ, und damals, als ich Ingrid Stahmer kennenlernte und „Der Krieg ist vorbei“ viermal hintereinander sah, mußte ich von Berlin-West in die Bundesrepublik das Flugzeug nehmen, weil politische Flüchtlinge die Grenzkontrollen lieber meiden sollten. Das ist lange, unglaublich lange her, und mein Gedächtnis ist diesbezüglich leicht verschließbar.

Nachdem Semprun 1945 aus dem Konzentrationslager „kam“, hat sich sein Gedächtnis geweigert, etwas preiszugeben. Er hörte die Schilderungen und Berichte seiner ehemaligen Mithäftlinge an, als wäre er nicht dabei gewesen. Er stellte sich wieder und wieder die Frage, ob er geträumt habe, selbst ein Geträumter sei, träumendes Subjekt an der Hand eines großen Träumers.

Ich glaube, er hat zwanzig Jahre gebraucht, um aufzuschreiben, was in Buchenwald geschehen war. Stündlich. Täglich. Wie gestorben wurde. Wie das Erbarmen war. Und seitdem geht sein Gedächtnis auf und nimmt einen mit und ganz nahe heran, ohne daß die Diskretion jemals verletzt wird. Die Vergangenheit und das, was in politischen Reden als „unfaßlich“ bezeichnet wird, kann dadurch geistiger Bestandteil des eigenen Lebens werden.

Seit ich im Westen lebe und alle Bücher kaufen kann, gehe ich seltener ins Kino. So habe ich Semprun bewußt in einer Buchhandlung kennenge-

lernt. 1987 las ich von ihm „Der weiße Berg“ und stellte es zu den Büchern, die ich nicht weggebe, weil es ein Verlust ist, sie nicht zurückzubekommen.

Im vergangenen Jahr verlieh man Jorge Semprun (man spricht ihn so aus, wie er sich liest – manche nennen ihn fälschlicherweise Semprün, weil er in Frankreich lebt, doch er ist Spanier) den Friedenspreis des deutschen Buchhandels, und nun gibt es hier viel von ihm zu lesen. Die Bücher ähneln sich. Macht ist in allen denkbaren Facetten dominant, wird in ihren groben und subtilen Auswirkungen geschildert, dokumentiert, beschworen, analysiert.

Nach dem Krieg ist Semprun Kommunist geworden, und er erzählt, wie er es geworden ist und was ihn veranlaßte, sich von dieser Idee wieder loszusagen. Unter Gonzales war er zwei Jahre lang Kultusminister in Spanien, er hat Yves Montand ein Buch über Yves Montand geschrieben, kennt tatsächlich Gott und die Welt, ist Kosmopolit ohne Arroganz und hat eine Stimme, wie ich sie noch nie gehört habe. Sie spricht in Schleifen und Spiralen. Buchenwald bei Weimar, und bei Weimar Goethe, und bei Goethe Eckermann, und das Brot, zu Kugeln gedreht, konnte man lutschen, um den teuflischen Hunger zu täuschen, und aus dem Lagerlautsprecher sang Zarah Leander, Gedichtzeilen von Charles Baudelaire, SS-Gebrüll, Stiefel, der Schwarzmarkt der Russen, die Stille, weil der Rauch aus den Gaskammern die Vögel verscheuchte und vertrieb, Hundegekläff, jüdische Liedfetzen, Jugenderinnerungen aus Amsterdam. Diese Stimme kann dem Erschrecken etwas von dem Schrecken nehmen, und deshalb ist es möglich, sich ihr anzuvertrauen und etwas zu begreifen, was Väter, Mütter und Geschichtsbücher nicht zu erzählen wagen.

Für Schüler in der DDR war es Pflicht, ein Konzentrationslager zu besuchen. Das hatte ich vergessen. Als ich „Schreiben oder Leben“ las, fiel mir ein, daß ich als Sechzehnjährige in Buchenwald bei Weimar, Goethe und Eckermann war, daß ich mich von der Klasse entfernte, um dem Geschwätz des Lehrers zu entgehen. DDR-Lehrer mußten es fertigmachen, die Geschichte der Konzentrationslager von der Geschichte der DDR zu trennen, und sie schafften es.

Neben mir liegen die Bücher von Jorge Semprun, und der Gedanke, daß sie auch bei Ihnen sein werden, ist erleichternd.

Renate Krämer, München

Annette Bertrams (Hg.): *Dichotomie, Dominanz, Differenz. Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft*. Weinheim 1995, 270 Seiten, DM 42,- (Deutscher Studienverlag).

Zugegeben, Büchern von Frauen über Frauen (für Frauen?) begegne ich mit Skepsis: vieles ist redundant (Freud und die Frau), vieles ist Selbsterfahrung und Selbsterfahrung und Selbsterfahrung ... und immer wieder der direkte (oder indirekte) Appell zur Identifikation. Dennoch habe ich ein ungutes Gefühl, ich, Frau, müßte mich doch eigentlich angesprochen fühlen, lesen, was Frauen über Frauen herausfinden. Denn die Frauenfrage ist ja noch lange nicht gelöst. Gerade (BZ: 24.08.1995) hat das Bundesarbeitsgericht die „Klage von Frauen gegen bessere Männerlöhne“ abgewiesen. Mit dieser skeptischen Vorsicht lese ich den Titel: ‚Dichotomie, Dominanz, Differenz‘, der zwar spröde und wenig einladend ist, aber immerhin keine Ich-Botschaft und nicht schon im Titel zum Halali auf die Männer und die Männergesellschaft aufruft. Beim Untertitel fühle ich mich angesprochen: ‚Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft‘, das interessiert mich, beides, Frauen und Wissenschaft, oder der andere wissenschaftliche Blick, und Frauen und Gesellschaft, das ist das notwendige Thema gegen die Privatheit und Selbstfürsorge.

Wirklich interessiert hat mich das Buch allerdings mit einer ganz anderen Note: Annette Bertrams, die Herausgeberin, ist mir von einer Kollegin als Supervisorin und Dozentin empfohlen worden und als ich sie das erst Mal traf, brachte sie das frisch erschienene Buch mit. (Das klingt so subjektiv, aber so läuft der Laden, natürlich auch bei Männern!)

Und dann las ich und habe Einsichten gewonnen, habe spannende Artikel gelesen, einsichtige Erklärungen und anregende Fragen. So kann ich die Lektüre dieses Buches empfehlen; auch und gerade Supervisoren, Beratern und Therapeuten, die die Selbst- und Fremdkonstruktionen mit ihren Klientinnen bearbeiten.

Und den Supervisorinnen, Beraterinnen und Therapeutinnen, die die Differenzen der Weltkonstruktionen von Klienten zu sich selbst neugierig macht.

Annette Bertrams hat in ihrer Einleitung Lesehinweise und Interpretationsmöglichkeiten angeboten, die die Gliederung einsichtig machen und durch drei Hauptüberschriften die Einzelbeiträge lose binden:

- I. Täterinnen und Opfer im Nationalsozialismus.
- II. Sichtbare und unsichtbare Frauenarbeit.
- III. Soziales Geschlecht und psychischer Konflikt.

Damit sind drei Bereiche benannt, die immer wieder bearbeitet und erforscht werden müssen, wenn es um die Geschlechterdifferenz als Quelle

anderer Einsichten gehen soll: die verleugnete Geschichte, die Ausbeutung und der Zwang zur Normalität.

Ich möchte Beiträge herausgreifen, die mich so sicher sagen lassen, das Buch sei lesenswert.

In Hilde Steppes (Hg.) Buch: *Krankenpflege im Nationalsozialismus* (7. Auflage, 1993) wird detailliert nachgewiesen, wie Gehorsamsbereitschaft und Pflichtgefühl hervorragend geeignet sind, sich jedem und jeder unterzuordnen, wenn es sein muß auch noch still leidend, an dem Widerspruch in sich und an dem schwindenden Gefühl von sich.

Annette Kuhn („Dimensionen der Täterschaft deutscher Frauen im NS System“) weist auf die anderen Frauen hin, nicht auf die, die – wie viele Krankenschwestern damals aus der totalen Abhängigkeit ihres sozialen Milieus kamen –, sie zitiert die bürgerlichen Frauenverbände (u. a. Verbände der Lehrerinnen und der Sozialarbeiterinnen). Gegen die pathetischen Hingabeerklärung an Volk und Führer setzt Annette Kuhn trocken (auf Forschungsmaterial verweisend): „Der Feminismus hatte 1933 als geistiges, moralisches und gesellschaftspolitisches Bollwerk gegen den Nationalsozialismus vollkommen versagt. Mehr noch, er bildete die entscheidende ideologische Basis für die Widerstandslosigkeit der weiblichen Bevölkerungsmehrheit 1933 und für die weibliche Täterschaft vor und nach 1933.“ (S. 35). Das muß man genau lesen als Lehrerin, als Sozialarbeiterin, jede Seite und jedes Zitat.

Und so geht es weiter: Leoni Wagners Beitrag: „Mutterschaft und Politik – Nationalsozialistinnen und die Ordnung der Geschlechter im politischen Raum“ ist auch außerhalb der historischen Einsicht („Nationalsozialisten und die Ordnung der Geschlechter im politischen Raum“) ein Beitrag zur Entmythologisierung der „Mutterschaft“. Gerade weil Frauen Mütter sein können und Mütter sind, sind sie anders ausgeliefert als Männer.

Zwangsarbeit, das zeigt Tamara Frankenberger („Rassistische und sexistische Diskriminierung sowjetischer Zwangsarbeiterinnen zwischen 1941 und 1945“) beinhaltet auch: Vergewaltigung, „(Zwangs-)Abtreibungen, (Zwangs-)Sterilisationen“. Und die in Deutschland geborenen Kinder? Die ließ man verenden in Baracken, die zynischerweise „Ausländerkinderpflegestätten“ (S. 101) hießen.

Weitere Beiträge greifen Situationen unserer west- und ostdeutschen Arbeitswelt heraus. „Die besondere Situation erwerbsloser Frauen ab 45 Jahren in der ehemaligen DDR“.

Doris Stahler macht dabei durch die Selbstaussagen Betroffener und dem Bericht über die benachteiligten Produktionsinteressen für die ‚Neuen Bundesländer‘ deutlich, wer am ehesten zum Opfer wird.

Auch in dem Beitrag von Annette Bertrams („Phantasma Superfrau – Sozialpsychologische Überlegungen zu heiklen Verwicklungen von Individualisierung und Bulimie“) geht es nicht nur darum, wie an Bulimie erkrankten Frauen, auch Opfer, therapeutisch, mit differenzierten psychoanalytischen Diagnosen geholfen werden kann.

Das Wort ‚Opfer‘ wird dekonstruiert. Es geht nicht (nur) um Mitleid, Verständnis und Hilfe, im Sinne von individuellen Heilungsprozessen. Die ‚Opfer‘ weisen auf die Unmenschlichkeit (nicht die Unweiblichkeit) von gesellschaftlichen Bedingungen hin. Sie sind wie Seismographen. Sie zeigen an, wo an der Oberfläche der Konstruktion unserer Gesellschaft der Zusammenbruch droht.

Solange sich Frauen verweisen lassen an die Orte, in denen sie soziale Reperaturarbeit leisten, ‚unsichtbare Frauenarbeit‘ (Elisabeth Engelmeier: „Die Putzfrau als Therapeutin“), und den Widerspruch zwischen „Arbeitsmarktindividualisierung“ und ihrer „Bindungsfähigkeit verantwortlich unter Beweis stellen müssen, um sowohl den Fortbestand der Kleinfamilie zu garantieren, als auch die herrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht allzu sehr in Frage zu stellen“ (Bertrams, S. 233) mit Krankheit bezahlen, können sie ihre Erfahrungen nicht als Veränderungskapital in die Gesellschaft einbringen. Ob Freundlichkeit, Harmoniefähigkeit, situative Kompetenz, kommunikative und koordinatorische Begabung und was noch alles, was an weiblichen Kompetenzen gekonnt ist, dafür ausreichen?

Bärbel Stut beschreibt das Dilemma („Geschlechtsspezifische Platzzuweisungen in Großbetrieben – Unausgesprochen wirksame Regeln im Management“).

Ihr Beitrag regt mich am meisten zur Diskussion an. Verständlich, denn ich habe den Auftrag ‚Führungslehre und Organisation‘ zu lehren. Auch für Frauen. In einem traditionellen Frauenberuf. Auch für Männer in diesem traditionellen Frauenberuf: für Pflegemanagerinnen und Pflege-manager.

Mögen andere Beiträge (oder die zitierten) andere Leser, Frauen und Männer, ähnlich anregend finden: zum Forschen, zum Lehren, zum Beraten und zum Handeln.

PS: Ich hätte die Zwischentexte zwischen den Großkapiteln nicht gebraucht; und für meinen Geschmack ist mir in einigen Beiträgen die Literaturliste zu lang: so viele Belege brauchen Wissenschaftlerinnen nicht, oder doch? Zwölf, nein 13 waren es bei Dornröschen, die dem Kind Gutes wünschen sollten, eine zuviel.

Prof. Dr. Ursula Geißner, Freiburg

AutorInnen

Edeltraud Bartel, Jg. 1950, Dipl.Psych., Supervisorin DGSv e. V., Tätigkeit in der Psychotherapeutischen Abteilung der Klinik für Neurologie und Psychiatrie der Medizinischen Akademie Erfurt, seit 1985 Anstellung im kirchlichen Dienst als Dipl. Psych. für Beratungsarbeit und Supervision, seit 1989 Supervisionsarbeit auch außerhalb des kirchlichen Rahmens im sozial- und sozialpädagogischen, pädagogischen und suchttherapeutischen Arbeitsfeld. Verschiedene Lehraufträge und Honorarverpflichtungen für ausbildungsbegleitende Supervisionen, u. a. an der Katholischen Fachhochschule für Sozialwesen/Berlin, in der Diakonischen Akademie in Stuttgart und am Theologisch-Philosophischen Studium/Erfurt.

Gottfried Fischer ist Ordinarius für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität zu Köln, wissenschaftlicher Berater des Instituts für Psychotraumatologie, Freiburg, Psychoanalytiker (IPV). Wichtigste Buchveröffentlichungen: Wechselseitigkeit, Bern, Huber 1981; Dialektik der Veränderung in Psychoanalyse und Psychotherapie, Heidelberg, Asanger 1989; Forschungsbericht für das Ministerium für Frauen und Jugend zu sexuellen Übergriffen in Psychotherapie und Psychiatrie, Stuttgart, Kohlhammer 1995 (zusammen mit Dr. Monika Becker-Fischer); Lehrbuch der Psychotraumatologie, München UTB, Ernst Reinhardt (zusammen mit Prof. Dr. Peter Riedesser).

Joachim Harbig, Jg. 1939, Gemeindereferent, Dipl. Sozialarbeiter, Supervisor DGSv e. V., Lehrsupervisor, Gemeindeberater, seit 15 Jahren Supervisor im kirchlichen Arbeitsfeld, seit 6 Jahren Supervisionsarbeit im Sozial- und Kommunalbereich und in Fort- und Weiterbildungen.

Renate Hartke, Jg. 1944, Erzieherin, Diplom-Sozialpädagogin, Zusatzausbildung im Pädagogischen Rollenspiel des APR e. V., Supervisorin (DGSv) i. A. 1990-1994 Vorstandsmitglied des Vereins „Zusammenwirken im Familienkonflikt“. Themenschwerpunkte als Sozialarbeiterin: Trennungs- und Scheidungsberatung, Betreuung von obdachlosen Familien; Verwahrlosung, Mißhandlung und sexueller Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen; Beratung von Mädchen und Frauen.

Martin Johnsson, Jg. 1958, Diplom-Sozialpädagoge und Supervisor (DGSv). Er arbeitet seit 11 Jahren im Arbeitsbereich Behindertenhilfe der V. B. A. Bethel, z. Zt. als Leiter des ambulanten Betreuungsdienstes. Nach Abschluß seiner Ausbildung zum Supervisor beim FIS im Dezember '94 ist er nebenberuflich als Supervisor tätig.

Robert Maxeiner, Jg. 1955, Erzieher, Dipl. Sozialpädagoge, Supervisor in freier Praxis, Lehrsupervisor (FIS), Gründungsmitglied der DGSv, Honorar Dozent in der berufsbezogenen Erwachsenenbildung, schriftstellerische Tätigkeit.

Peter Musall, Jg. 1943, Theologe, Psychotherapeut, Supervisor (DGSv); seit 1977 Dozent im Burckhardthaus mit den Schwerpunkten Supervision, Balintgruppenarbeit, Traumarbeit und Dialog zwischen Theologie und Psychoanalyse; Gründungsmitglied der DGSv; Lehrsupervisor. Seit 1989 Direktor des Burckhardthauses (und seit 1993 auch verantwortlich für das Burckhardthaus in Berlin).

Gottfried Schleinitz, Jg. 1938, Dr. theol., Jugendpfarramt in Leipzig 1970-1977, Gemeindepfarramt in Leipzig seit 1977, Supervisor, Mitglied in der DGfP, Schwerpunkte: Theorie und Praxis der Jugendarbeit.

Joachim Selter, Jg. 1959, Dr. phil., Studium der Psychologie in Jena, Schwerpunkt Sozialpsychologie. Vier Jahre hauptberuflicher Trainer für Führungskräfte an der Akademie der Wissenschaften der DDR, postgraduale Ausbildung zum Verhaltenstrainer in Jena und Leipzig. Seit 1990 freier Trainer und Berater, Zusatzausbildung in Verhaltenstherapie und Abschluß (DGVT), Weiterbildung in Systemischer Supervision und Beratung bei J. Hargens (Projekt System). Klinischer Psychologe und Psychotherapeut (BDP), Supervisor (BDP), Gründer und Koordinator der Trainergemeinschaft Berlin für angewandte Psychologie mit angeschlossenem Ausbildungsgang zum Verhaltenstrainer. Psychologische Praxisgemeinschaft in Berlin.

Vorschau

FoRuM Supervision

Heft 8 – Oktober 1996

Professionalisierung durch Konzeptentwicklung

Redaktion:

Angelica Lehmenkühler-Leuschner

Annemarie Bauer: Verborgene Institutionskulturen in sozialen und klinischen Organisationen und ihre Bedeutung für das Verstehen in Supervisionsprozessen

Cornelia Edding: Kundenwünsche und professionelle Ansprüche in der Leitungssupervision

Inge Zimmer: Soziale Konflikte in Gruppen- und Teamsupervision

Interview mit *Otto Hürter*: Organisationsberatung und Organisationsentwicklung im Profit- und Nonprofitbereich

Supervision lehren und lernen.

Beiträge von ehemaligen „Schülerinnen und Schülern“, die SupervisorInnen wurden; anlässlich des 60. Geburtstags von Gerhard Leuschner

Redaktion der nachfolgenden Hefte:

Heft 9: Einzelsupervision – Arbeitsform und Lernsetting

Redaktion: Dr. Werner Bohnert, Reichenbacher Str. 14, 33428 Harsewinkel

Heft 10: Supervision in Institutionen mit hoher Ideologiebildung

Redaktion: Inge Zimmer, Biegenstr. 20, 35037 Marburg

Veranstaltungen

FIS-Supervisionstagung 1996: PROFESSIONALISIERUNG DURCH KONZEPTENTWICKLUNG

- Termin: 16. bis 18. Mai 1996
 Tagungsort: Haus Villigst in 58239 Schwerte
 Veranstalter: Fortbildungsinstitut für Supervision e. V., Münster, FIS
 Kontakt: FIS, Emsstraße 58, 48145 Münster
 Tel.: 0251/23 48 94 – Fax: 0251/23 42 19
- 16.5.96: Dr. Cornelia Edding: Kundenwünsche und professionelle Ansprüche in der Leitungssupervision
- 17.5.96: Arbeitsgruppen:
 Elisabeth Gast-Gittinger und Dr. Gerhard Wittenberger:
 Lehrsupervision – Kontrollsupervision – Konzeptentwicklung.
 Werkstattgespräch (für Interessenten, die Lehrsupervisoren werden wollen).
 Angelica Lehmenkühler-Leuschner und Inge Zimmer:
 Dreiecks-Konstellationen in der Teamsupervision.
 Inge Kähling und Franz Leinfelder:
 Supervision von Leitern und Leiterinnen. Facetten einer Konzeptentwicklung in der Beratung von Führungskräften.
 Dr. Otto Hürter und Gerhard Leuschner:
 Werden SupervisorInnen auch OrganisationsberaterInnen?
 Aspekte von Rollen- und Konzeptentwicklung.
- 18.5.96: Experteninterview Dr. Otto Hürtner:
 Organisationsberatung und Organisationsentwicklung im Profit- und Nonprofitbereich. Das Interview führen Angelica Lehmenkühler-Leuschner und Inge Zimmer.
 Prof. Dr. Annemarie Bauer:
 Verborgene Institutionskulturen in sozialen und klinischen Organisationen und ihre Bedeutung für das Verstehen in Supervisionsprozessen.

Supervision in Organisationen (Kurs 3/97)

Weiterbildung für SupervisorInnen, die Teamsupervision, LeiterInnensupervision und (oder) Organisationsberatung durchführen

Die Weiterbildung besteht aus 13 Seminar- und 6 Studientagen, die auf 1 ½ Jahre verteilt sind:

1. Seminar: 27.04.1997 (15 Uhr) bis 30.04.1997 (13 Uhr)
2. Seminar: 26.10.1997 (15 Uhr) bis 28.10.1997 (13 Uhr)
3. Seminar: 10.05.1998 (15 Uhr) bis 12.05.1998 (13 Uhr)
4. Kasuistikseminar: 25.10.1998 (15 Uhr) bis 27.10.1998 (13 Uhr).

Alle vier Seminare finden in der Ev. Jugendbildungsstätte Nordwalde bei Münster statt.

Die sechs Studientage werden in regionalen Gruppen mit je sieben TeilnehmerInnen zur jeweils vorher vereinbarten Theoriearbeit organisiert. Die Termine werden im ersten Seminar per Konsens vereinbart.

Für das Kasuistikseminar bereitet jede Studiengruppe eine für die eigene Praxis relevante Fallskizze vor, die methodisch und theoretisch die Weiterbildung abschließen soll.

Ziele und Inhalte:

Diese Weiterbildung ist für SupervisorInnen gedacht, die ihre professionellen Kompetenzen in Teamsupervision, LeiterInnensupervision und Organisationsberatung weiterentwickeln möchten. Entsprechend dem FIS-Konzept sehen wir auch institutionsinterne Supervisionsformen auf der theoretischen Grundlage angewandter Psychoanalyse, angewandter Gruppendynamik und angewandter Institutionsanalyse. Wir versuchen Institutionsszenen in ihrer Komplexität und interdependenten Dynamik zu verstehen. Dabei werden interpersonelle und institutionelle Abwehrformen (vgl. Mentzos 1988), Rollenideologien und Anpassungsmechanismen (vgl. Parin 1992), die gegenseitige Abhängigkeit von Rollenträgern und Strukturen (vgl. Lewin 1968) und institutions-soziologische Analysen (vgl. Goffman 1972 und Schüle in 1987) entwickelt. Organisationen und ihre Ziele sind immer nur vor ihrem geschichtlichen und politisch-gesellschaftlichen Hintergrund zu analysieren. SupervisorInnen können Organisationen, ihre Rollenträger und die Bedeutung ihres Handelns nur dann verstehen, wenn sie auch die Werte, Trends, Tabus des Zeitgeistes in der Gesellschaft betrachten, die jeweils durch die Sprecher relevanter Großorganisationen ausgedrückt werden. Der methodische Vorgang unserer Arbeit ist immer der Gleiche: Szenisches Verstehen erfordert Wahrnehmungserweiterung, Erhöhung der Komplexität, Aufnahme von Fremdem und damit Vergrößerung der inneren Spannungen (Gegenübertragungen). Die aufgenommenen Aspekte werden zueinander in Beziehung gesetzt und

bewertet (diagnostiziert). Daraus leiten sich Indikation und Fokussierung für die Interventionen des(r) Supervisors(in) ab.

Kursleitung:

Gerhard Leuschner, Leiter des FIS und
Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Dozentin im FIS

Veranstalter:

Fortbildungsinstitut für Supervision e.V., Emsstraße 58, 48145 Münster
Tel. 0251/234894
Fax 0251/234219

Bitte fordern Sie die Unterlagen an.

Ausbildung zum(r) Supervisor(in):

Wir beginnen zwei neue Ausbildungskurse

November 1996 in Nordwalde bei Münster
Leitung: Gerhard Leuschner

Juni 1997 in Germershausen bei Göttingen
Leitung: Gerhard Wittenberger

Bitte fordern Sie ausführliches Informationsmaterial an beim

Fortbildungsinstitut für Supervision e.V., Emsstraße 58, 48145 Münster
Tel. 0251/234894
Fax 0251/234219

„Theorie und Praxis psychoanalytischer Supervision“
Dreijährige Fortbildung (4 x 1 Wochenende pro Jahr)

Beginn: 29.11. – 1.12.1996
Ort: Coesfeld
Leitung: Dr. Bernd Oberhoff, Prof. Dr. Annemarie Bauer

Information: Kolping-Bildungsstätte, Gerlever Weg 1, 48653 Coesfeld
Tel. 02541/80303
Fax 02541/803101

Die Interessengewerkschaft SOZIALES & GESUNDHEIT stellt sich vor:

Die IG Soziales und Gesundheit ist eine Interessengewerkschaft, die sich seit Februar 1990 für die Beschäftigten im sozialen und gesundheitlichen Dienstleistungsbereich einsetzt. Dazu zählen folgende Berufe: AltenpflegerInnen, ArbeiterzieherInnen, ErzieherInnen, ErgotherapeutInnen, HeilerziehungspflegerInnen, HeilpädagogInnen, KinderpflegerInnen, Krankenschwestern und -pfleger, KrankengymnastInnen, LogopädInnen, MotopädInnen, PsychologInnen, SozialpädagogInnen, SozialarbeiterInnen u. v. m.

Eine inhaltliche Beschränkung auf die Probleme und Besonderheiten dieser Berufsgruppen hat den Vorteil, schnelle und fachlich kompetente Lösungsmöglichkeiten zu erarbeiten und diese in die entsprechenden Gewerkschaftsgremien einzubringen. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich zur Zeit auf knapp 2.000, die sich auf acht Landesverbände in den alten Bundesländern verteilen. Vorsitzender des Bundesvorstandes ist Bert Hoffmann, die Geschäftsführung übt Gerhard Möcker aus. Derzeitiger Sitz der IGSG ist Neuss. Die IGSG strebt eine Aufnahme in den DGB als eigenständige Gewerkschaft an.

Ziele:

Langfristig soll eine Aufwertung des Ansehens der sozialen und gesundheitlichen Berufe erreicht werden. Soziale Arbeit darf nicht mehr als humanitärer „Zeitvertreib“ angesehen werden, sondern als ernstzunehmende *Dienstleistung*, die entscheidend zu einer entspannten gesellschaftlichen Situation beiträgt.

Angebote:

Die IGSG bietet ihren Mitgliedern Rechtsschutz bei Auseinandersetzungen mit den Arbeitgebern, Beratung in Fragen der Gehaltsberechnung sowie Weiterbildungsmaßnahmen an. Diese werden speziell auf die Zielgruppe ausgerichtet. Ferner wird ein Archiv zu sozialen Themen entwickelt.

Anschrift:
Interessengewerkschaft SOZIALES & GESUNDHEIT
Bundesgeschäftsstelle
Duisburger Str. 3
41460 Neuss
Tel. 02131-275306
Fax 02131-275439

Katharina Ley (Hg.)
Geschwisterliches
Jenseits der Rivalität

140 Seiten - DM 25,-
ISBN 3-89295-596-4

Dieses Buch dokumentiert den Versuch, das Geschwisterthema neu zu verorten, es über die Verengung auf Rivalität, Neid und Konkurrenz, in der es bislang zumeist abgehandelt wurde, hinauszuführen.

Beiträge von: Hiltrud Heck-McCarthy, Dagmar von Hoff, Katharina Ley, Susan Scharwiess, Hans Sohni.

Ulrike Becker
Trennung und Übergang
Repräsentanzen früher Objektbeziehung

172 Seiten - DM 28,-
ISBN 3-89295-600-6

Die Autorin untersucht Möglichkeiten des Lernens bei emotional früh gestörten Kindern. Im Anschluß an objektbeziehungstheoretische Ansätze der Psychoanalyse erörtert sie, welche Bedeutung dem Unterrichtsgegenstand innerhalb der Lehrer-Schüler-Beziehung zukommt. Sie weist die konstruktive, entwicklungsfördernde Wirkung von Trennungserfahrungen nach und diskutiert theoretische Ansätze, die dieser Tatsache gerecht zu werden versuchen.

Verein für Psychoanalytische Sozialarbeit
Rottenburg und Tübingen (Hg.)
Fragen zur Ethik und Technik
psychoanalytischer Sozialarbeit

250 Seiten - DM 28,-
ISBN 3-89295-598-0

Der Band versammelt die Beiträge, die auf der 7. Fachtagung des „Vereins für Psychoanalytische Sozialarbeit“ vom 11. bis 13. November 1994 in Rottenburg zu Ehren von Ernst Federns 80. Geburtstag vorgestellt wurden.

Beiträge von: E. Federn, M. Feuling, E.- M. Golder, F. Grohmann, H. Keilson, Ch. Krüger, R. Lempp, F. Nielebock, A. Perner, H. Rahn, E. Ramminger, O. Schmidt, J. Staigle.

Über Ihre Buchhandlung oder direkt bei:

edition diskord - Schwärzlocher Str. 104/b - 72070 Tübingen